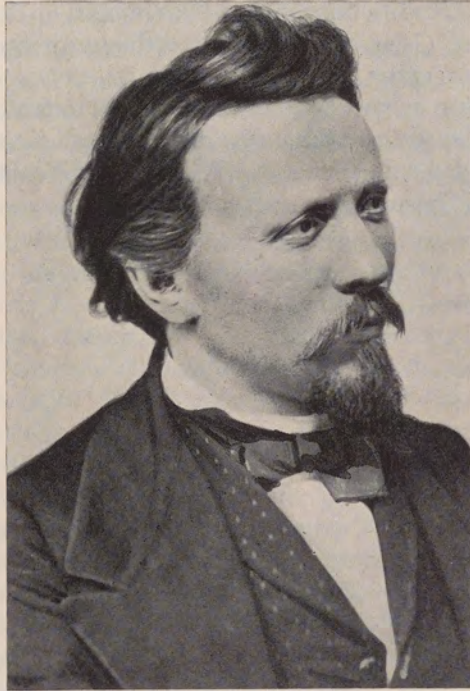


Meine Knabenzeit in Adolzfurt und Seminarzeit in Weingarten

Von Prof. August Benz
(herausgegeben von A. Fadini u. F. Nestle)



Vorwort

Professor August Benz, der von 1855 bis 1897 in Ellwangen/Jagst als Zeichenlehrer wirkte, hat im Jahr 1887 für seine Kinder Erinnerung aus seiner Jugendzeit¹ niedergeschrieben. Sie reichen von der frühesten Kindheit in Adolzfurt Kreis Öhringen über die Seminarzeit in Weingarten und die Jahre als Provisor (Lehrergehilfe) in Rechenberg Kreis Crailsheim und Ludwigsburg bis zum Studium in Stuttgart, wo er sich zum Maler und Zeichenlehrer ausbildete, und schließen mit dem Antritt der Zeichenlehrerstelle am Ellwanger Gymnasium ab.

Über die persönlichen und familiären Züge hinaus geben diese Erinnerungen ein anschauliches Bild der gesellschaftlichen und kulturellen Zustände in Würt-

¹ Die Originalhandschrift umfaßt 230 handgeschriebene Seiten, von denen hier 81 wiedergegeben sind.

temberg um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Eindringlich schildert Benz die einfachen, ja ärmlichen Verhältnisse, in denen damals weite Kreise des Volkes lebten und die uns Heutigen fast unglaublich erscheinen. Zugleich tritt aber auch zutage, wie man sich begnügte und mit dem Gegebenen zufrieden war und wie man sich in seinem Streben nach Höherem nicht entmutigen ließ. Oder, um einen speziellen Gegenstand zu nennen, man liest mit Staunen, wie rückständig und miserabel der Unterricht damals in der Volksschule da und dort gewesen ist.

Es folgen hier die beiden ersten Kapitel der Erinnerungen, Kindheit und Seminarzeit. Es ist vorgesehen, die bisher nur auszugsweise veröffentlichten restlichen drei Kapitel mit den Beschreibungen der Provisorzeit in Rechenberg (1845/46)² sowie in Ludwigsburg (1846/51) und des Studiums in Stuttgart (1851/55)³ in vollständiger Textwiedergabe zu veröffentlichen.

Frl. Emilie Benz (im memoriam) und Frau M. Holland danken wir für die Erlaubnis zur Veröffentlichung und für die Zurverfügungstellung einer Kopie und der Originalhandschrift. Herrn Dr. W. Jauß, Universität Stuttgart, danken wir für verschiedene Hinweise.

² Aus dem Tagebuch des Schulprovisors Benz – „Lehrhilfe in Rechenberg“ – 1845/46, veröffentlicht von v. Helden, herausgegeben von Johannes Schwenk, Hohenloher Druck- und Verlags-
haus Gerabronn-Crailsheim, 1962, 16 Seiten.

³ Aus den Lebenserinnerungen von August Benz, bearbeitet von F. Nestle und A. Fadini, in:
Ellwanger Jahrbuch 23 (1971) 292-314.

Meine Knabenzeit (1828–1842)

Mein Großvater starb im Jahre 1811. Er war an einem heißen Erntetag vom Feld nach Hause gekommen und dann erhitzt in den Keller gegangen, um sich ein Krüglein Wein zu holen, da rührte ihn der Schlag. Mein Vater war damals fünfzehn Jahre alt. Er kam in die Lehre zu einem Bäcker nach Öhringen. Die Bäckerei sagte ihm aber nicht zu, und bald kehrte er wieder zurück zu seiner Mutter, welche den Hof bewirtschaftete. Sie scheint ihren Sohn weniger geliebt zu haben als ihre um einige Jahre jüngere Tochter. Diese war kaum siebzehn Jahre alt, als sie heiratete und den Hof bekam. Mein Vater wurde mit einer geringen Summe (ich glaube mit 800 Gulden) abgefunden.

Ich sah die Großmutter nicht oft in meinem elterlichen Hause; sie kam zu meinem Vater nur, wenn er ihr die Hühneraugen ausschneiden mußte. – Ich war acht Jahre, als sie starb. An ihrem Grab weinte mein Vater sehr, aber nicht aus Schmerz über den Verlust seiner Mutter, sondern in der Erinnerung an all das Unbill, welches er von ihr erfahren. So etwas sagte er mir später. Auch ich hatte die Großmutter nicht geliebt und war nicht oft zu ihr gekommen.

Ganz anders stand ich mit meiner „Ahnenmutter“; so nannte ich die Mutter meiner Mutter, die alte Rosenwirtin. Sie wohnte bei ihrem Sohne, dem Rosenwirt und Pulvermüller Lederer. Zu dieser Ahnenmutter ging ich gern und fast täglich. Ich erinnere mich noch deutlich, wie sie mich auf dem Schoße hatte und mir Märchen erzählte. Waren meine Eltern auf dem Felde oder in den Weinbergen und ich spürte Hunger, so ging ich zur Ahnenmutter und ließ mir ein Brot geben. Sie hörte sehr schlecht. Es mag dies der Grund gewesen sein, warum sie vor den Gästen oft Laute vernehmen ließ, welche anständige Leute nicht freiwillig hören lassen. Das brachte meine Tante, die junge Rosenwirtin, oft außer sich; sie brummte dann wüste Schimpfworte, welche ich ihr nicht verzeihen konnte. Meine Ahnenmutter starb, als ich sechs Jahre alt war. Ich habe ihr bis heute ein liebevolles Andenken bewahrt.

Nach kaum zurückgelegtem fünften Lebensjahre wurde ich in die Schule geschickt. Der Schulmeister war ein alter Mann; auch mein Vater war bei ihm in die Schule gegangen. Der Betrieb seiner ziemlich großen Landwirtschaft lag dem Mann mehr am Herzen als das Schulhalten. Früh morgens vor dem Beginn der Schule trug er einige Butten voll Gille auf seinen Krautacker oder fuhr mit seinen Ochsen auf den Acker.

Recht lebhaft kann ich mir noch vorstellen, wie ich an seinem Tischchen stand und das ABC hersagte, und wie er dabei mit dem Spalter seines Federmessers auf die einzelnen Buchstaben zeigte. Das muß sich oft wiederholt haben, denn unter jedem Buchstaben entstand ein Loch, welches auch durch das zweite und dritte Blatt des ABC-Buchs ging. Im übrigen kann ich mir den Schulmeister kaum anders denken als an seinem Tischchen sitzend und Federn schneidend oder Sprüche und Liederverse abhörend. Die Schüler standen im letzteren Falle im Halbkreis um ihn herum und zwar so, daß einer bloß die Hand auszustrecken brauchte, um von dem Haselnußstock erreicht werden zu können, welchen der Lehrer in seiner Rechten hielt. Ich konnte in meinem zwölften Jahr noch nicht geläufig

lesen, obgleich täglich wohl zwei Stunden lang in der Bibel gelesen wurde. Dagegen hatte ich das ganze alte und neue (um das Jahr 1839 eingeführte) Spruchbuch und mehr als hundert Gesangbuchlieder auswendig gelernt. Einen geordneten Unterricht im Rechnen gab es nicht. Ich erinnere mich noch, wie ich eines Tages, nachdem ich geglaubt, lange genug multipliziert zu haben, ein großes Multiplikationsbeispiel vorzeigte, das ich abgeschrieben hatte, und daß der Lehrer mir dann sagte, so jetzt darfst du dividieren. Aber *wie* dividiert wird, das mußte ich mir von einem älteren Schüler zeigen lassen.

Ich mochte damals elf Jahre alt sein und dividierte dann wohl ein volles Jahr mit 2; zum Dividieren mit 3 habe ich es bei diesem Lehrer nicht gebracht. Der Unterricht im Schönschreiben beschränkte sich darauf, daß der Schulmeister alljährlich einmal für jeden Schüler eine „Vorschrift“ schrieb. Der Text war ein Bibelspruch oder Liedervers und unten standen die Ziffern 1–9,0 und Adolzfurt. Diese Vorschrift mußte ein ganzes Jahr lang wöchentlich mehrmals in das Schönschreibheft kopiert werden. – Bezüglich des Rechtschreibens erinnere ich mich nur noch, daß der Lehrer manchmal einige Sätze orthographisch unrichtig an die Wandtafel schrieb und uns aufgab, die Sätze richtig zu schreiben. – Sprachlehre und Aufsatz waren unbekannte Lehrfächer.

Mit Ausnahme des Memorierens und meiner Bibelkenntnis war ich nach siebenjährigem Schulbesuch nicht weiter, als heutigentags ein halbwegs begabter achtjähriger Schüler in einer ordentlichen Volksschule ist. Und doch zählte ich noch zu den besseren Schülern. Ich wußte nicht, daß ich wegen Mangels an Fleiß je bestraft worden wäre.

Aus anderen Gründen wurde ich einmal mit einer Ohrfeige und einmal mit vier Tatzten bedacht. An einem schönen Frühlingsvormittage stand ich vor Beginn der Kinderlehre außerhalb der Kirchentüre. Die Sonne schien so mild, die ersten Schwalben waren da und der Platz vor der Kirche, wo wir Knaben gerne uns zum Spiel versammelten, war so trocken und warm. „Ha! jetzt können wir wieder spielen, können bald hinaus an den Bach und Pfeifen schneiden und am Sonntag kommt der Osterhase.“ Ich gab meiner Freude Ausdruck durch einen Sprung und einen Juchzer, der aus innerstem Herzen kam. Da – klatsch – versetzte mir von hinten her der eben aus der Kirche tretende Schulmeister eine Ohrfeige. Diese Ohrfeige nahm ich ihm übel, die oben erwähnten vier Tatzten dagegen hatte ich vollauf verdient. Zwischen den Schulbuben von Adolzfurt und denen von Schepbach, einem Örtchen, welches bloß durch ein schmales Wiesental von meinem Geburtsorte getrennt ist, herrschte bittere Feindschaft. Wurde ich von meinen Eltern nach Scheppach geschickt, um dort etwas zu besorgen, so versäumte ich nie, einige handfeste Kameraden mitzunehmen, um nicht geprügelt zu werden. – An einem Sonntagnachmittag kam es auf den Wiesen zu einer großen Schlacht, an welcher fast die ganze männliche Jugend beider Orte beteiligt war, darunter auch ich. Und das trug mir die vier Tatzten ein.

Der Verkehr zwischen beiden Ortschaften muß in früherer Zeit sehr beschränkt gewesen sein, denn der Scheppacher Dialekt war verschieden von dem Adolzfurter. In Scheppach sagte man z. B. „die Marlich“, in Adolzfurt „die Madlich“ (die Mädchen). Scheppach ist altwürttembergisch und Adolzfurt hohenlohisch.

Die Schuleinrichtung war möglichst einfach. In dem großen, von drei Seiten beleuchteten Schullokal stand links und rechts an den Wänden je eine lange ununterbrochene Tischreihe. An der einen saßen die Knaben, an der anderen die Mädchen. Die an den Wänden stehenden Bänke waren fest und längs der inneren Tischseiten befanden sich Schranken ohne Lehnen. Wenn ein an der Wand sitzender Schüler seinen Platz verlassen wollte, so mußte er über den Tisch steigen. – Jeder Schüler hatte sein eigenes Tintengefäß mitzubringen. Das meinige war von Horn und mit einem Stift versehen, mittelst dessen es in den Tisch gespießt werden konnte.

Es kam nicht selten vor, daß in der Schule für Kranke gebetet wurde. Dabei mußten sämtliche Schüler auf den Boden knien und im Chor ein vom Lehrer vorgespprochenes Gebet nachsprechen. Dieses Beten machte immer einen großen Eindruck auf mich. Wenn im Laufe der Woche für einen Kranken gebetet worden war, so wurde am darauffolgenden Sonntage von der Kanzel herab davon Mitteilung gemacht.

Die Einwohnerschaft von Adolzfurt beurteilte, wie ich glaube, die Leistungen des Lehrers in seiner Schule nicht ungünstig. Ich erinnere mich wenigstens nicht, von meinem Vater ein tadelndes Wort darüber gehört zu haben. Auch wurde der Lehrer häufig beschenkt. Wenn meine Elten ein Schwein geschlachtet hatten, so mußte ich regelmäßig dem Schulmeister ein Stück Fleisch und einige Würste bringen. Ich freute mich lange vorher schon auf den Kreuzer¹, welchen ich von ihm erwarten durfte.

Ich war zwölf Jahre alt, als er seine Stelle niederlegte. Sein Vater und Großvater waren schon Inhaber derselben gewesen. Der einzige Sohn des Lehrers war geistig schwach und hatte daher nicht zum Schullehrer gebildet werden können.

Die Schulstelle ging deshalb auf die Tochter über; der Fürst gab nämlich die Stelle ihrem Bräutigam, welcher Lehrer war.

Mit diesem kam Geist und Leben in die Schule. Der neue Lehrer war tüchtig und lebte ganz seinem Berufe. Da das Rechnen bisher rein mechanisch betrieben worden und keine brauchbare Grundlage vorhanden war, so mußten wir wieder vorn anfangen mit dem Addieren. Aber es ging rasch vorwärts. Er ließ uns zwar auch in der Bibel lesen, jedoch nicht mehr so viel und so planlos. Wenn ein Abschnitt gelesen war, hörte er uns über den Inhalt ab. Wars eine Erzählung gewesen, so trug er schließlich in gutem Deutsch dieselbe vor und wir mußten sie zu Hause niederschreiben. Besonders sah er darauf, daß wir auch mündlich uns in ganzen Sätzen und hochdeutschen Worten ausdrücken lernten.

Bisher waren wir gewohnt in der Schule zu sprechen wie zu Hause und auf der Straße. Jetzt durften wir nicht mehr „Fusch“ statt „Fisch“ oder „Gros“ statt „Gras“ sagen. Aber da wurden wir oft irre. Der Schullehrer gab mir einmal einen Auftrag an den Rosenwirt und fragte mich dann: zu wem sollst du gehen? Da sagte ich: „zum Rasenwirt“.

¹ 60 Kreuzer (oder 15 Batzen) ergaben einen Gulden. Dieser wurde nach der Reichsgründung von 1871 bei der Umstellung auf die Mark-Währung mit 1,71 M bewertet (eine Mark hatte die mehrfache Kaufkraft der heutigen DM).

Selbst etwas Geographie wurde jetzt getrieben, wir lernten Württemberg und Palästina kennen.

Der Lehrer war der Bruder meiner Tante Rosenwirtin und schenkte mir wohl infolge dieser Verwandtschaft besondere Aufmerksamkeit. Mein Vater sagte mir eines Tags, der Schullehrer habe ihm geraten, mich dem Schulstande zu widmen, und sich erboten, mir besonderen Unterricht geben zu wollen. Es war zwischen meinen Eltern schon einmal davon die Rede gewesen, mich Küfer werden zu lassen und einem Vetter, welcher Küfer in Öhringen war, in die Lehre zu geben. Nun wollte ich aber doch lieber Lehrer als Küfer werden und auch mein Vater war damit einverstanden.

Ohne Säumen wurde daher mit dem Privatunterricht begonnen. Jetzt war es aus mit den lustigen Knabenspielen. Ich hatte täglich außer der Schule einige Stunden Unterricht im Lateinischen. – Mein Vater kaufte von einem pensionierten Schulmeister in Bretzfeld um einige Gulden einen alten Pantalon² und zimmerte, da das Instrument keine Füße hatte, selber ein Gestell dazu. Die Zeit, welche mir außer der Schule und dem Lateinunterricht übrig blieb, mußte ich nun vor meinem Schetterkasten zubringen.

Auch im Lesen hatte ich wöchentlich einige Übungsstunden besonders. Ich erinnere mich noch deutlich, wie herzlich die Schulmeisterin lachte, als ich einmal las: „Auch unter einem schlechten Kittel kann eine alte (statt „edle“) Seele wohnen“. Es sind mir aus dieser Zeit unausgesetzten Lernens wenig Erinnerungen geblieben.

So vergingen zwei Jahre und ich sollte nun nächstens das Examen zur Aufnahme in die mit dem Stuttgarter Waisenhaus verbundene Schullehrerbildungsanstalt machen. Vorher aber war bei dem Dekan³ in Öhringen eine Vorprüfung zu bestehen. Der Lehrer begleitete mich dorthin. Von dem ganzen Vorgang bei dem Dekan ist mir nichts mehr erinnerlich, als die ungeheure Bangigkeit, welche ich empfand, und das quälende Bewußtwerden der Mangelhaftigkeit meiner Kenntnisse. Ich täuschte mich hierin nicht, denn der Lehrer schien dieselbe Überzeugung gewonnen zu haben. Er suchte auf dem Heimwege meinen Vater, welcher auch mit in Öhringen gewesen war, zu bestimmen, davon abzustehen, mich dem Schulfache widmen zu wollen. Mein Vater war jedoch anderer Meinung. Er wolle, entgegnete er dem Lehrer, wenigstens den Erfolg des Stuttgarter Examen abwarten; ginge es dort schlecht, so könne man noch immer sich zu etwas anderem entschließen. Nachdem ich ihn *so viel gekostet*, wolle er die mit der Stuttgarter Reise verknüpften Ausgaben auch noch daran rücken. (Der Lehrer hat für den Privatunterricht 40 fl. gefordert, die jedoch mein Vater durch Bestellung der Landwirtschaft des ersteren abverdienen konnte.)

Gleich am andern Tage mußte ich nun eine vom Lehrer verfaßte Eingabe um Zulassung zu diesem Examen schreiben. Sie fing an mit den Worten: „Schüchtern trete ich vor die Stufen des Thrones.“ Gott im Himmel! Wie zitterte ich beim Niederschreiben dieser Bittschrift. Ich glaubte, der König selbst bekomme

² Pantalon ist ein Vorläufer des Hammerklaviers.

³ Die Schulaufsicht war in Württemberg den kirchlichen Stellen übertragen (endgültig fiel diese geistliche Schulaufsicht erst 1920).

sie zu lesen und werde beim Examen erscheinen, natürlich mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, denn anders konnte ich mir einen König nicht vorstellen.

Mein Vater begleitete mich nach Stuttgart. Wir machten den Weg über die Löwensteiner Berge nach Ludwigsburg zu Fuß. Unser Aufenthalt in dieser Stadt war nur kurz, aber ich sah doch von außen das Schloß, ich sah die schönen Alleen, die breiten geraden Straßen und viele Soldaten. Ach, wie schön erschien mir dieses Ludwigsburg, wie mochte erst Stuttgart sein! Wie freudig hätte mein Herz gepocht, wäre nicht das schreckliche Examen vor mir gewesen. Am Ende einer langen schnurgeraden, aber ansteigenden Straße, die links von Alleen, rechts von einer Häuserreihe begleitet war, standen mehrere Hauderergefährte⁴, Bernerwägelchen, alte Kutschen und sonstige beräderte Sitzkästen, alle mit zusammengeschnundenen Kleppern bespannt. Einer dieser Hauderer führte uns um sechs Batzen bis vor das Königstor in Stuttgart.

In der Wirtschaft Stirm auf dem Leonhardsplatz logierten wir uns ein. Ich war todmüde und am Morgen des anderen Tages sollte ich ins Examen! Es ist mir Zeit meines Lebens nimmer so erbärmlich zu Mut gewesen, wie damals. Doch erinnere ich mich noch lebhaft, daß ein Handwerksbursche wie toll in die Wirtsstube stürmte und ausrief: ein Dukaten, ein Dukaten, Herr Wirt, eine Halbe! Ein Kamerad folgte ihm und bestellte auch eine Halbe. Jetzt traten sie zum Licht, um den Dukaten näher anzusehen, – Herrgott! es war nur ein halber Kreuzer.

Früh morgens mußte ich ins Waisenhaus zum Examen. Vor dem Weggehen vom Wirtshaus trat ich in den Abtritt⁵, um dort niederzuknien und zu beten. Ich habe in keiner Kirche so andächtig gebetet.

Die jungen Leute, welche sich zum Examen einfanden, waren ohne Ausnahme größer und wie mir schien älter als ich; viele trugen Brillen und sahen sehr gelehrt aus. Und mit diesen Leuten sollte ich mich messen!

Es ging mir auch recht schlecht, wie ich glaubte. Aus der Geographie Württembergs und Palästinas wollte man nichts wissen, dagegen sollte ich Meere und Meerbusen aufzählen, deren Namen ich nie gehört. Beim Klavierspiel gings erträglich. Ich mußte eine Sonate von Clementi spielen und der Examinator, ein leutseliger dicker Herr, machte ein freundliches Gesicht dazu, obgleich mein Spiel nicht fehlerfrei war.

Beim Kopfrechnen war ich der Beste. Das war aber auch meine einzige gute Leistung. Bezüglich des Erfolgs im ganzen hatte ich keine Hoffnung.

Mein Vater und ich gingen spät abends zu Fuß nach Ludwigsburg zurück in Begleitung eines Schuhmachers aus Oßweil und seines Sohnes, welcher auch im Examen war. Meine sehr gedrückte Stimmung wurde noch gesteigert durch die Mitteilungen dieses jungen Gefährten. Derselbe konnte die Meere und die Meerbusen, nach welchen gefragt worden war, am Schnürchen hersagen, und was wußte dieser Mensch sonst nicht alles! Er war auch sehr siegesgewiß, hatte aber, wie ich später erfahren, das Examen nicht mit Erfolg bestanden.

⁴ Entspricht dem heutigen Taxi.

⁵ Klosett.

Von dem Eindruck, welchen Stuttgart auf mich gemacht, blieb mir nichts als ein allgemeines Bild vieler Häuser und Straßen und die Vorstellung vom Königlichen Schloß mit seiner Krone und von dem großen öden Kiesplatz vor dem Schlosse. Meine Mutter war von den Mitteilungen, welche ich ihr über die Reise machen konnte, nicht befriedigt. „Du kannst auch gar nichts erzählen“, sagte sie, „schäme dich nur“.

Nach vielen Tagen langen Wartens brachte uns der Lehrer die Nachricht, daß ich aufgenommen sei, aber nicht in die Stuttgarter, sondern in die mit dem Staatswaisenhaus Weingarten verbundene Schullehrerbildungs-Anstalt. Nun war Freude im Hause, jedoch keine ganz ungetrübte. Weingarten? Wo ist Weingarten? Der Lehrer sagte uns, daß es drei- oder viermal so weit entfernt sei als Stuttgart. „Herr Jeses, Herr Jeses! ach Gott, ach Gott!“ jammerte meine Mutter, „nach Stuttgart ist es ja schon so schrecklich weit und jetzt sollst du gar nach Weingarten! Ach August, daß du gleich gar so weit fortkommen mußt!“ Und dabei weinte sie und küßte mich.

Von meinen Schulgenossen und auch von den Erwachsenen wurde ich angestaunt, weil ich in Stuttgart, in der ersten Stadt des Landes, wo der König wohnt, ein Examen bestanden hatte.

Dort macht man gewiß ganz andere Anforderungen als in einem Landstädtchen wie Öhringen, wer einmal nach Stuttgart berufen wird zu einem Examen, von dem wird sicher viel verlangt. So dachten die Leute. Diese Bewunderung tat mir zwar wohl, aber ich sagte mir im Stillen, daß ich den Examenserfolg nicht meinen Kenntnissen, sondern der Fügung Gottes zu verdanken habe. Ich war überzeugt, daß mein Gebet Erhörung gefunden hatte.

Jetzt gab es viele Sorgen für meine Eltern. Da waren Wäsche, Kleider und so manche kleine Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen und – Geld. Ich hatte einen Taufpaten in Kochendorf, welchen ich aber nie gesehen. Einige Tage vor meiner Konfirmation sagte mein Vater zu mir: „Du solltest doch nach Kochendorf zu deinem Dot und dich bei ihm bedanken, wie es Brauch ist.“ Für was ich danken sollte, wußte ich zwar nicht, denn ich hatte nie etwas von dem Paten bekommen, aber ich folgte und ging nach Kochendorf, jedoch recht ungerne, nicht wegen des langen Wegs (10 Stunden hin und zurück), sondern wegen der Bettelei. Denn daß der Pate mein Erscheinen als solches auffassen werde, war mir gewiß. Er schenkte mir einen Kronentaler. Als ich abends nach Hause kam und das Goldstück auf den Tisch legte, sagte meine Mutter: „Sieh, sieh, jetzt hast du den langen Weg doch nicht umsonst gemacht. Das gibt ein schönes Taschengeld für dich auf lange.“

Mein Onkel Rosenwirt, welcher auch mein „Döthe“ war, schenkte mir zur Konfirmation einen hohen schwarzen Zylinderhut von Filz. Ich war dadurch ausgezeichnet vor den anderen Konfirmanden, denn meine Kameraden hatten Dreispitze. Man sah mir jetzt von weitem an, daß ich für etwas Höheres als den Bauernstand bestimmt war.

Bald nach der Konfirmation mußte ich abreisen. Mein Vater begleitete mich. Wir gingen über Stuttgart, Urach, Ehingen und Waldsee und zwar zu Fuß. Nur einmal hatten wir Gelegenheit zu fahren; es war zwischen Münsingen und Alt-

Steußlingen. Ich schlief während der Fahrt. Als wir in die Nähe von Ehingen kamen, hatten wir von der Albhöhe aus eine überraschende Aussicht. Von hier aus schweift der Blick über ganz Oberschwaben bis zu den Alpen.

Es hatten sich zwei schweizerische Mühlärzte zu uns gesellt. Diese fragte mein Vater, wo Weingarten liege. „Sehen Sie den fernsten blauen Höhenzug“, sagte einer derselben, „das ist der Altdorfer Wald; bis dorthin haben Sie noch eine Tagereise. Wenn Sie diese Höhe hinter sich haben werden, dann sehen Sie Weingarten.“ Wir waren schon den dritten Tag auf der Reise. „August“, sagte mein Vater, „unser Württemberger Land ist doch schrecklich groß.“ Wir marschierten an diesem Tage noch bis Ingerkingen.

Ach Gott! Ich war so müde. Welches Mitleid mag mein Vater empfunden haben. Wir hatten uns kaum im Wirtshause gesetzt, als die Abendglocken geläutet wurden. Wie erschrak ich, als sämtliche Gäste sich erhoben und gemeinsam laut beteten. Es war mir unheimlich zu Mut. Wenn die Leute nur nicht merken, daß wir nicht katholisch sind, dachte ich.

Wir schliefen beisammen in einer großen Himmelbettlade. Früh morgens vor Tagesgrauen ging es weiter, nachdem wir ein Schnäpschen getrunken. Erst nach zweistündigem Marsche wurde gefrühstückt. So hatten wirs auf der ganzen Reise gehalten. In der Nähe von Waldsee holte uns eine Truppe Weiber ein. Wir hatten dieselben schon lange gehört, ehe wir sie sahen. Die Weiber beteten laut. Als sie uns nahe kamen, blieben wir stehen. Die Truppe zog vorüber, ohne sich durch unsere Gegenwart im Beten stören zu lassen. Auch diese Erscheinung war mir neu; ebenso die großen Kreuze, welche am Wege standen, und daß die Weiber Knickse machten und die Männer die Hüte lüpften, wenn sie an einem solchen Kreuze vorüber gingen. Wir merkten, daß die Bevölkerung in diesem Teil des Landes durchaus katholisch war. Auch verstanden wir die Sprache der Leute nicht, wie diese uns nicht zu verstehen schienen. In Waldsee, wo wir einkehrten, redete der Wirt uns an: „wonagottrais?“ „Was meinen Sie“, fragte mein Vater. „Wohin wollens?“ verbesserte der Wirt. „O, so! mein Sohn kommt in das Seminar in Weingarten“, antwortete mein Vater in gutem Adolzfurter Deutsch. Der Wirt und die Gäste lachten und machten unter fortgesetztem Gelächter uns unverständliche Bemerkungen, in welchem öfters das Wort „Su“ vorkam. Es war uns unheimlich, und wir beeilten uns fortzukommen. „Warum die Esel gelacht haben mögen“, sagte mein Vater, als wir wieder im Freien waren. Erst später, als ich den oberschwäbischen Dialekt verstand, konnte ich mir die Sache klar legen. „Mein Sohn“ lautet in der Adolzfurter (fränkischen) Mundart „mein Suh“; das „n“ wird nicht gesprochen. Der Oberschwabe aber sagt: „mei Su“, wenn er von seiner *Sau* spricht. Das „u“ klingt freilich anders in „Suh“ als in „Su“, allein diesen Unterschied hatten die Leute in Waldsee nicht wahrgenommen oder nicht wahrnehmen wollen.

Nach zweistündigem Marsche von Waldsee her traten wir aus dem Dunkel des Altdorfer Waldes ins Freie. Ha, welche Aussicht durften wir da genießen. Vor uns und weithin dehnte sich ein breites Tal mit sanften Hängen zu beiden Seiten. Aus der Entfernung von einer Stunde glänzte uns in gebieterischen Massen ein auf einem Vorsprung der linken Talwand stehendes, schloßähnliches Gebäude

entgegen, aus dessen Mitte zwei stattliche Türme und eine Kuppel ragten. „Das wird wohl Weingarten sein“, sagte mein Vater. Etwas rechts davon und in weiterer Ferne sahen wir am Fuß eines steilen Berges eine turmreiche Stadt und über diese, über das Tal und alle die blauen, bewaldeten Höhen hinweg schauten die schneebedeckten Häupter der Alpen zu uns herüber.

Wir kamen noch bei Tag nach Weingarten. Mein Vater trat gleich am anderen Morgen die Rückreise an. Es war ein harter Abschied.

Nun war ich allein, allein in einer fremden Welt, unter fremden Menschen. Ich fühlte mich so ganz und gar verlassen.

So lange der liebe Vater noch an meiner Seite gewesen, hatte ich die Trennung von der Heimat nicht so schwer empfunden. Aber jetzt! Es war mir, als könnte ich nie mehr froh werden. Und dieser Zustand dauerte viele Wochen hindurch. Ich wollte keine Kameradschaft mit meinen neuen Mitschülern, denn sie verspotteten mich wegen meiner Sprache. Wenn ich mich allein wußte, ließ ich meinen Tränen freien Lauf. Nachts im Bette weinte ich stundenlang. Wir machten immer vor dem Abendessen einen größeren Gang in Begleitung eines Lehrers. Diese Spaziergänge waren aber für mich kein Vergnügen. Es fehlte mir der Sinn für die Sehenswürdigkeiten der Gegend und der Orte, durch die wir kamen. Ich hielt mich seitab und sah zu Boden. Dabei kam es einmal vor, daß ich mich unter den Armen eines sich führenden Ehepaares, welches ich nicht bemerkt hatte, durchzwängte. Das gab natürlich weitere Veranlassung zum Auslachen und Nekken. Ich sehnte mich während des Tages nach dem Abend und meinem Bette, nicht wegen des Schlafs und der Ruhe, sondern um ungestört im Geiste daheim bei meinen lieben Eltern, bei meinen Schulkameraden und all den lieben Plätzchen weilen zu können, an welche sich meine Erinnerungen knüpften. Indem ich so wachend träumte, konnte ich mein Elend vergessen.

Wie lebhaft stand das Bild meines innig geliebten und hochverehrten Vaters vor mir! Er hatte mich beim Abschied geküßt. Es war seit meinem frühesten Knabenalter wieder das erstemal gewesen, obgleich er mich immer zärtlich geliebt. In seinen Augen hatten Tränen gezittert, als er von mir weggegangen. Ich erinnerte mich nicht, ihn weinen gesehen zu haben seit dem Tode seiner Mutter. Wie schmerzhaft mußte auch für ihn unsere Trennung gewesen sein.

Ich sah im Geiste meinen Vater bei seinen mannigfaltigen Beschäftigungen, wie er im Weinberge die Reben schnitt, wie er zu Hause vor dem Schnitzbock saß und landwirtschaftliche Geräte wie Rechen, Dreschflegel und Joche verfertigte. Er hatte mir erzählt, daß er die meisten Möbel unserer Wohnung, Tisch, Stühle und Bänke selbst gemacht habe. Ich sah ihn, wie er zierliche Blumenkränze malte, in welche gereimte Neujahrswünsche und dergleichen geschrieben wurden. Die Verse dichtete er selber. Wollte ein Nachbar eine Bitt- oder Klagschrift haben, so kam er zu meinem Vater. Was wußte und konnte mein Vater nicht! Ging ich mit ihm auf den Acker oder in den Weinberg, so erklärte er mir diese oder jene Naturerscheinung; saßen wir in milder Sommernacht vor dem Hause, so zeigte und nannte er mir Sternbilder. Wie sorgte er dafür, daß ich vor dem Gespenster- und Hexenglauben der Leute bewahrt blieb! Er duldete nicht, daß Spukgeschichten erzählt wurden, wenn an Winterabenden die Nachbarinnen mit

ihren Spinnrocken zu uns kamen; oder er verhöhnte die Leute, wenn sie ein Gespenst gesehen oder gehört haben wollten und suchte ihnen klar zu machen, daß ihren Wahrnehmungen natürliche Vorgänge zu Grunde gelegen.

Als ich in einem Alter war, wo ich größere Märsche machen konnte, durfte ich ihn begleiten, wenn er einen Markt besuchte, um eine Kuh zu kaufen oder zu verkaufen. Ich war mit ihm in Pfedelbach, Öhringen, Heilbronn, Neustadt an der Linde, Oberstenfeld, Wüstenrot und Eschenau. Wie freute ich mich allemal auf die Würste und die Wecken! Es war für mich eine schwere Strafe, als er mir einmal wegen irgendeines Vergehens nicht gestattete, ihn zu begleiten.

Durch körperliche Züchtigung bestrafte er mich nicht oft. Einmal kam es vor im Weinberge. Ich hatte ihm zu seinem Vesperbrote aus einer entlegenen Quelle Wasser zu holen und anstatt mich zu beeilen unterwegs mit einem Kameraden gespielt. Zweimal bekam ich Schläge wegen schlimmer Knabenstreiche. Das eine Mal hatte ich ein Loch in die Kommode gebohrt und das andere Mal das Amalgam am Spiegel abgeschabt, um damit Kupfermünzen zu versilbern. Häufiger bedachte mich meine Mutter mit Schlägen. Wie sie in ihrem ganzen Wesen anders war als der Vater, so insbesondere in ihrem Verhalten bezüglich meiner Erziehung. Sie war überaus heftig und züchtigte mich wegen Kleinigkeiten, gleich darauf konnte sie mich liebkosen und sagen: „Gelt, du bist doch mein liebs Bube!“ Am guten Willen und dem eifrigsten Bestreben, mich zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen, ließ sie es übrigens nicht fehlen; besonders war sie bemüht, mir Sinn für Ordnung und Reinlichkeit einzupflanzen. Sie schien schließlich von den Erfolgen ihrer Bemühungen nicht ganz befriedigt gewesen zu sein, denn kurz vor meiner Abreise sagte sie mir: „Dir wird Hab’ und Gut gestohlen, wenn du dich nicht mehr an Ordnung gewöhnst und deine Sachen so herumliegen läßt.“ Ärger, Schmerz und Kummer konnte sie nicht still ertragen, lautes Klagen und Jammern war ihr Bedürfnis. Doch konnte sie auch recht heiter sein. Sie sang gern alte Volkslieder, wie z. B.: „Meinst denn du, du seist die Schönste“ oder „Fruh, fruh des Morgens fruh“. Wie herzlich lachte sie, wenn ich beim Spiel mit meiner Schwester, welche sieben Jahre jünger ist als ich, den Tanzmeister machte oder sonst tolle Possen trieb.

So durchlebte ich in den stillen Nachtstunden wieder und wieder meine Knabenzeit und erinnerte mich an tausend Dinge und kleine Begebenheiten, an welche ich schon lange nicht mehr gedacht hatte.

Das elterliche Haus und seine Umgebung, alle Gassen und Winkel des Dorfes, die Obstgärten außerhalb des Dorfes, das schöne Wiesental mit dem Bache, der zu beiden Seiten mit Erlen, Pappeln und Weiden bewachsen war, die stattlichen Berge mit ihren Reben und herrlichen Laubwäldern, alles das sah ich wie wirklich.

An meinem elterlichen Hause war außen eine steile, teilweise mit einem Dach bedeckte Stiege. Einige steinerne Stufen führten vom Platz vor dem Hause zur Stiege. Der Hausöhrn* war schmal und nach hinten durch eine Treppe, auf welcher man zur Bühne gelangte, noch mehr verengt. Links war die Stubentüre der Hausgenossen (es wohnten zwei Familien im Hause) und rechts die unsrige.

* Hausgang.



1. Mein altes. Haus. 2. Die Großes Haus. 3. Das Löffelhaus.

20. Kurzeit m. naimoota auf ein Krüppel Ding, m. klein beyden
 Seiten, ein waleh ist schon leuz, nicht mehr gedraft fülle. /
 Das seltsame Haus m. sein Umgebung, ein großer m. Winkel das Dorf,
 die Obgärten außerhalb des Dorfes, das kleine Wirtshaus mit dem
 Dorf, das zu beiden Seiten mit einem Krüppel m. beiden bewachsen
 war, die städtischen Gärten mit dem Neben m. kleinen Wirtshaus,
 alles das ist, wie wirklich. /

Die naimoota ist ein kleines Haus, ein kleines Haus, ein kleines
 mit einem Dach bedeckt. Einige kleine Häuser
 stehen von Holz, von dem Haus, ein Haus, ein Haus, ein Haus
 ist ein m. auf beiden Seiten, ein Haus, ein Haus, ein Haus
 auf beiden Seiten. Alles was die Häuser m. den Gärten, ab
 wofür zwei Familien im Haus) m. nicht die Häuser.

Die Wohnung bestand aus einer freundlichen, von zwei Seiten beleuchteten Stube, einer daran stoßenden Kammer und einer kleinen Küche.

In der Stube, und zwar in der Ecke links gegenüber der Stubentüre, stand die große mit Gardinen verhängte Himmelbettlade meiner Eltern, in der Ecke rechts der Tisch. Um zwei Seiten desselben zog sich eine an der Wand befestigte Bank. Zwischen Bettlade und Tisch befand sich eine Kommode. Sie hatte einen pultartigen verschließbaren Aufsatz und konnte auch als Schreibtisch benützt

werden. Links von der Türe war der viereckige, eiserne, mit einem Höllhafen versehene Ofen, welcher weit in die Stube hineinragte und von innen und außen geheizt werden konnte. Auf der anderen Seite der Türe stand eine kleinere Bettlade, in welcher bis zu meinem neunten Jahre ich, später mein Schwesterchen schlief. Zwischen Türe und Ofen hing die alte Schwarzwälder Uhr und neben den Gewichtschnüren derselben ragte ein Brettchen aus der Wand, welches als Konsole für ein kupfernes Waschbecken diente. Über der Kommode hing der Spiegel. Drei Stühle und ein im Ofenwinkel stehendes Bänkchen vollendeten die Einrichtung der Stube.

Die Himmelbettlade hatte einen blauen Ölfarbenanstrich und war mit bunten Blumen bemalt. Auf der Bedachung der Bettlade lagen einige Bücher, darunter eine große, mit verziertem Eisenblech beschlagene und reich mit Holzschnitten ausgestattete uralte Bibel, ein Gebetbuch, „Starkenbuch“ – der Verfasser des Gebetbuches hat Stark geheißt – nannten es meine Eltern, aus welchem der Morgen- und der Abendsegen gelesen wurde, und das „Not- und Hilfsbüchlein“. Es war das aber nicht ein Büchlein, sondern ein dickes Buch, in welchem man über alles Belehrung finden konnte.

In der Wand, gegenüber der Türe, waren zwei Fenster, durch welche der Blick in das weite Wiesental schweifen konnte und die Abendsonne ins Zimmer schaute. Zwei weitere Fenster gestatteten den Ausblick auf des Nachbars Haus, auf Gerbruben und einen Lohhaufen. (Der Nachbar war Gerber.)

Unser Haus stand an der Grenze des Dorfes und war auf drei Seiten von Gärten umgeben. Vor der nach Westen stehenden Giebelseite des Hauses war unser Hausgärtchen und ein Rasenplatz, auf welchem meine Mutter ihre Leinwand bleichte. Am Hause und zwar auf dieser Westseite rankten einige Rebstöcke empor. Ich konnte die Trauben vom Fenster aus erreichen, ja manchmal ragten die Reben mit ihrer Frucht durch einen oberen Fensterflügel in die Stube.

Dem Gärtchen entlang floß in raschem Laufe der Mühlbach. Seine Nähe war für meine Mutter die Ursache manchen Schreckens, denn ich bin mehrmals in den Bach gefallen und einmal sogar fortgeschwemmt worden. Der Gerber soll mich herausgezogen, und wie es in sollen Fällen gebräuchlich war, auf den Kopf gestellt haben, um das Entströmen des geschluckten Wassers zu ermöglichen.

An dem Hausgärtchen, am Lohhaufen, an der Hausstiege und Stube haften Erinnerungen. Dort in der Stubenecke hinter dem Tisch wurde der Christbaum aufgepflanzt. Er war gewöhnlich nur mit Äpfeln und Nüssen behangen, welche letztere schön weiß durch das Tannenreis schimmerten. (Um sie für den Christbaum herzurichten, tauchte mein Vater die mit der Zunge angefeuchteten Nüsse in weißes Mehl.)

Am Ofen machte ich meinen ersten Kochversuch. Ich war allein zu Hause und spürte Hunger. Da wollte ich mir aus Eiern und Asche ein Gebäck bereiten. Ich war eben im Begriffe, den in einer Kachel angemachten Teig an das Feuer zu stellen, als die Ankunft meiner Mutter den gedeihlichen Fortgang des Kochversuchs störte.

Auf der Hausstiege vollzog sich einmal ein possierlicher Vorgang. Der alte Zirn, unser Hausgenosse, war ein rechter Küchenmichel und Häfelesgucker und

beschäftigte sich gern mit Dingen, welche sonst von Frauen besorgt werden. An einem Wintermorgen wollte er einen großen frisch gefüllten Schmalzhafen in den Keller tragen und mußte dabei die Stiege passieren. Gleich auf der obersten der schmalen, beeisten Stufen glitt er aus und holperte sitzlings herunter, den Schmalzhafen vor sich in die Höhe haltend. Am jähen Ende der wuchtigen Fahrt stieß er unfreiwillig den Hafen auf die Steinplatte. Da saß nun der Zirn mit horizontal gespreizten Beinen. Zipfelkappe, Weste, die gelben Lederhosen und blauen Strümpfe waren von dem flüssigen Schmalz übergossen. So saß er viele Sekunden lang, denn der Schrecken hatte seine Glieder gelähmt.

An die Steinstufen, welche zur Hausstiege führten, knüpfte sich ein lieblicheres Bild. Es war an einem heißen Juninachmittage, die Eltern waren im Weinberge. Ich, damals vier Jahre alt, hatte mich bei der Ahnenmutter umgetrieben und war von dort nach Hause gekommen, um zu sehen, ob die Eltern noch nicht zurückgekehrt seien. Ich fand die Haustüre noch geschlossen und setzte mich daher auf die beschattete, kühle Staffel. Es war still ringsum, ich hörte keinen Laut vom Dorfe her, denn alle Leute waren im Feld oder in den Weinbergen. Da schlief ich ein. So trafen mich meine Eltern. Wie war ich beim Erwachen freudig überrascht! Die Mutter reichte mir ein Erdbeersträußchen und der Vater ein „Hasenbrot“. (So nannten wir den heimgebrachten Rest des Vesperbrotes.)

Der Lohhaufen! Wie liebte ich diesen Lohhaufen. Dort tummelte ich mich mit meinen Kameraden und brachte es zu staunenswerten Purzelbäumen und Sprüngen. Bei dem Lohhaufen wurden in den Sommermonaten Lohkäse getreten. Ich war auch dabei und verdiente mir mit jedem Hundert einen Batzen.

Auch das Hausgärtchen weiß von meinen Erlebnissen zu erzählen. – Ich hatte einmal eine „Hätze“ (Elster). Sie war mir überaus anhänglich. Auf dem Wege ins Feld begleitete sie mich, flog dahin und dorthin und fand sich auf meinen Ruf „Dorle!“ immer wieder bei mir ein, sich auf meine Hand oder Achsel setzend. Die Nächte brachte sie im Freien zu, wenn ich ihr aber morgens rief, gab sie mir sofort Antwort. Eine böse Liebhaberei war ihr eigentümlich. Kaum war morgens das Tuch auf den Bleichwasen ausgebreitet, so kam die Hätze herbei und lustwandelte auf der Leinwand. Das gab meiner Mutter Veranlassung, mich manchmal aus dem besten Morgenschlummer zu wecken und wegen der Hätze zu zanken. Meine Mutter hätte ihr in jähen Zornanfällen längst den Kragen umgedreht, aber der schlaue Vogel ließ sich von niemand fangen. Wieder riß mich die Mutter eines Morgens aus dem Schlaf und zankte: „Schaff mir die Hätze fort, sonst kriegst du Schläg, so oft sie mir das Tuch versaut.“ Es tut weh, so jäh und derb aus dem Schlaf gerüttelt zu werden. Ich faßte einen raschen und verzweifelten Entschluß. Wohin sollte ich die Hätze bringen? Sie wäre immer wieder gekommen. Denn sie war an Haus und Garten gewöhnt. Sie einem andern Buben geben, der sie vielleicht plagen würde? Nein! Es bleibt nichts anderes übrig, als – Ich rief dem Dorle, es kam herbei, ich küßte es und schlug es an die Wand. Mein Liebling war tot. Jetzt kamen Schmerz und Reue. Ich grub ein Grab, bedeckte die Leiche mit Erde, steckte ein Kreuzchen darauf und weinte lange. „Du liebes, gutes Tierchen, wie treuherzig flogst du herbei auf meinen Ruf, und ich konnte dich umbringen, o, ich roher Mensch, ich!“

Eine andere traurige Erinnerung haftet an dem Gärtchen. Ich saß an einem Frühlingsabend dort und lauerte auf Maienkäfer. Sie waren noch selten und keiner von den wenigen, welche ich sah, wollte in meine Nähe kommen. Es dunkelte schon und meine Geduld war erschöpft. Da mußte doch noch einer herbeisummen und über meinen Kopf wegfliegen. Auf! ihm nach. Aber schon war der Käfer in des Nachbars Garten. Ein Gartenzaun war jedoch kein Hindernis für mich, den zehnjährigen Knaben. Also hinauf, hinab. O weh! es war ein unglücklicher Sprung. Da lag ich und empfand einen gräßlichen Schmerz am linken Bein. Ich schrie und heulte, aber man hörte es nicht. Da richtete ich mich am Zaun auf und hüpfte längs desselben auf dem rechten Bein bis zu einer Lücke am Bach, immer laut weinend. Jetzt kam mein Vater und trug mich ins Haus. Er überzeugte sich sofort, daß das Bein gebrochen war. Man konnte es nicht vom Stiefel befreien, ohne diesen aufzuschneiden, so sehr war es schon geschwollen. Mein Vater fertigte aus Roggenmehl und Eiweiß ein Pflaster und legte es um das Bein. Erst am folgenden Tage erschien der aus einem anderen Orte herbeigeholte Doktor und richtete es ein. Meine Bettstatt wurde aus der Kammer in die Stube an ihren alten Platz gebracht. Über dem Fußende der Bettlade schlug man einen Kloben in die Stubendecke und hängte daran mittelst Schnüren ein Brettchen so, daß dasselbe etwa einen Fuß hoch über dem Lager schwebte. Auf dieses Brettchen wurde mein Bein gelegt und daran befestigt. „So, du Wildfang, jetzt bleibst du vier Wochen auf derselben Stelle liegen und rührst dich nicht.“ So sprach der Doktor, als alles fertig war. Acht Tage mochte ich ruhig gelegen sein, da hörte ich eines Nachmittags Kameraden, die auf dem Lohhaufen spielten. Die Versuchung war für mich zu groß, um ruhig liegen bleiben zu können. Bei der Mitte meiner Bettlade war ein Fenster. Ich legte mich nun quer über das Bett und streckte das kranke Bein in die Stube hinein. So konnte ich zum Fenster hinaussehen. Da kam der Doktor dem Hause zugeschritten. Als er gleich darauf in die Stube trat, hatte ich zwar die vorschriftsmäßige Lage wieder eingenommen, aber er mußte meinen Kopf unter dem Fenster gesehen haben, und hielt nun eine Rede, deren Wirkung bis zur vollendeten Heilung meines Beines andauerte. Als ich verunglückt, hatten Garten und Wald noch nicht im Frühlingsschmuck geprangt. Die Knospen der Obstbäume waren noch geschlossen gewesen und an den Hecken hatte sich nur da und dort ein Läubchen gezeigt. Wie war ich überrascht, als ich wieder aufstehen durfte und an das Fenster geführt wurde, durch welches ich in den Garten, in die Wiesen und zum ferneren Laubwalde sehen konnte. Ach! Wie schön erschien mir die Natur, viel schöner als sonst um diese Jahreszeit. Am achten Tage, nachdem ich das Bett zum ersten Male verlassen, hinkte ich an einem Stock in die Schule. Es war mir Angst auf die Strafpredigt des Lehrers, denn ich zweifelte nicht, daß er die Maienkäfergeschichte erfahren. Um ihn günstig zu stimmen, hatte ich alle Sprüche und Liederverse gelernt, welche während meiner Abwesenheit aufgegeben worden waren, und noch andere dazu. Er empfing mich jedoch freundlich und sagte nur: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt leicht darin um.“ Diese Warnung wirkte nicht tief, denn ich freute mich schon wieder vollauf des Lebens.

Das Gärtchen erinnert mich auch an zwei böse Buben des Ortes. Sie waren um einige Jahre älter als ich, aber ich hatte infolge der Nachbarschaft dennoch viel mit ihnen verkehrt. – Im Gärtchen, unten am Bache, lag ein Reisighaufen, in welchem ein Heckenschmatzer-Pärchen sein Nest gebaut hatte. Ein Vogelnest nahm immer mein höchstes Interesse in Anspruch, dieses aber ganz besonders. Denn ich konnte es als unbestrittenes und wie ich glaubte, ungefährdetes Eigentum betrachten. Mit welchem Vergnügen belauschte ich das Treiben der Vögelchen. Schon waren vier Eier im Nestchen, und das Weibchen begann zu brüten. Es drückte sich so tief ins Nest, daß man bloß sein Schwänzchen sah. Das Männchen hüpfte munter von Zweig zu Zweig und schmatzte und sang. Meine Freude war zu groß, als daß ich das Geheimnis hätte verschweigen können. Kaum aber wußten jene beiden Unholde um die Existenz des Nestchens, als sie darauf ausgingen die Vögel zu verschrecken. Da sie nicht in den Garten durften, so warfen sie vom jenseitigen Ufer des Baches Steine auf den Reisighaufen. Die Burschen erreichten ihre teuflische Absicht. Die Vögel verließen das Nest; meine Freude war zerstört. Und diese Bengel rühmten sich noch ihrer Heldentat!

Einer der beiden verursachte mir einmal wochenlangen Kummer. Ich hatte ihm erzählt, daß sein Kamerad Merz einen Hund auf mich und mein Schwesterchen gehetzt. Nachdem sich jener bei dem Merz erkundigt, bezichtigte er mich der Lüge. Ich aber beharrte auf meiner Aussage und nun verlangte er von mir, zu sagen: „Der Teufel soll mich holen, wenns nicht wahr ist.“ Ich tat es ohne Anstand, denn ich glaubte meiner Sache sicher zu sein, auch fühlte ich mich beleidigt und war in hohem Grade erregt. Aber ach! hintendrein fragte ich mich, kannst du dich nicht getäuscht haben? Konnte der Hund nicht auch auf dich losfahren und dich anknurren, ohne gehetzt worden zu sein? Je länger ich darüber nachdachte, desto mehr zweifelte ich an der Richtigkeit meiner Behauptung. Und nun bemächtigte sich meiner eine unsägliche Seelenqual. Ich glaubte, dem Teufel verfallen zu sein. Es schmeckte mir kein Essen, es freute mich kein Spiel. Ich suchte die Einsamkeit und betete.

Dieser Zustand dauerte lange. Ich hörte einmal, wie die Mutter zum Vater sagte: „Was fehlt doch dem Buben, er ist so mauderig¹.“ Das Beten und der frische Jugendmut, welcher sich selbst durch die Furcht vor dem Teufelholen nicht auf die Dauer unterdrücken läßt, halfen mir endlich, die traurige Stimmung überwinden.

Auch die Hausstaffel, welche von der Küche zum Höfchen hinter dem Haus führte, weckt eine Erinnerung. Dort saß ich während eines blütenreichen Frühlings gerne und sah in das Blütenmeer der Apfelbäume. Ich dachte dabei an ein grünes Kleidchen, welches weiß und rosig geblümt war und dachte mir zum Kleidchen das Mädchen mit dem frischen, zarten Gesicht und den schönen, braunen Zöpfen. Es war eine erst seit kurzem im Dorfe anwesende Nichte des Stabschulzen. Sie war schöner als alle anderen Schulmädchen. Ihre Haare waren immer so hübsch gekämmt, ihr Gesicht und ihre Hände so sauber und ihre Kleider

¹ mauderig sein: sich nicht wohl fühlen, leicht kränklich.

so rein und so nett. Wie hörte ich sie gerne sprechen! Sie sagte nicht „Gotte Morriche“ und „gotten Obed“, sondern „guten Morgen“ und „guten Abend“.

Sie war die erste in der Schule. Mein höchster Wunsch war deshalb, auch an den ersten Platz zu kommen. Wie hätte ich mich vor ihr geschämt, wenn ich vom Schulmeister gezankt oder gar geschlagen worden wäre. Der Schulze hatte einen Kramladen. Ich freute mich immer, wenn ich für meine Mutter ein Lot Kaffee oder für meinen Vater ein Päckchen „Rothen Reiter“ holen mußte. Da stand sie hinter dem Ladentische und ich spürte, wie mir das Blut zu Kopfe stieg und mir die Stirne rötete. Ein blühender Apfelbaum kann mich heute noch an das grüne, weiß und rosig geblümete Kleidchen erinnern.

Die schönste Zeit des Jahres war für uns Buben unstreitig der Herbst. Im Frühjahr mußten wir mähen und Reben lesen und im Sommer bei der Heu- und Getreideernte mithelfen. Der Herbst aber brachte uns das lustige Viehhüten und die Weinlese. Die letztere war natürlich der Glanzpunkt der Herbstfreuden. Wir jubelten schon, wenn die Bergschützen sich zum erstenmal hören ließen mit ihrem Schießen, Rätschen und Knallen. Ja, das Knallen war gar so schön. Auf freien Höhenvorsprüngen zwischen den Rebenhängen lagen die „Bärrichgasseln“ (Berggeiseln). Eine solche Geisel bestand aus einer langen Kette, welche aus Weidenringen gefertigt und mittelst einer Schleife am Ende eines vier Fuß langen Prügels angebracht war. Hinten beim Prügel hatten die Ringe sechs Zoll im Durchmesser und gegen vorn wurden sie stetig kleiner. Hier endigte die Kette mit einem Weidenzopf. An diesem war eine lange Weide befestigt, welche als „Gasselschmaas“ (Geiselschnur) diente. Nur ein kräftiger Mann konnte die Geisel handhaben. Der Bergschütze schwang sie mittelst des Prügels über seinem Kopfe mehrmals im Kreise herum und schlug sie dann in den Boden. Das gab einen Knall, der in den Bergen widerhallte.

Die Weinlese erforderte Vorbereitungen von Alten und Jungen. Die Väter mußten die großen Kelterkufen wässern und putzen und die Jungen sich Schlüsselbüchsen richten, denn bei der Lese mußte der Bube schießen können. Seine Schlüsselbüchse fertigte sich dieser selbst. Ein abgängiger deutscher Schlüssel fand sich leicht. Der Bube feilte den Griffiring weg und am hinteren Ende der Schlüsselröhre ein Zündloch in dieselbe. Mittelst des Kammes und zweier Ringe wurde nun der Schlüssel in einem vom Buben selbst geschnitzten Schaft befestigt, eine Zündpfanne von Blech eingesteckt und das Schießgewehr war fertig. Benedet wurde derjenige, welcher sich ein „Pufferle“ zu verschaffen gewußt. Das Pufferle unterschied sich von der Schlüsselbüchse dadurch, daß das Rohr nicht ein hohler Schlüssel, sondern ein alter Terzerollauf war. Ehe man es wagte, die Schlüsselbüchse beim Schießen in der Hand zu halten, wurde sie gewissenhaft probiert. Man lud sie stärker, als es beim späteren Gebrauch hätte geschehen dürfen und legte auf die Zündpfanne einen angezündeten Zundelstreifen, welcher so lang war, daß man sich gehörig weit entfernen konnte, bis die Glut das Pulver erreichte. Der Bube war stolz auf seine Schlüsselbüchse, wenn sie die Probe bestanden, beobachtete aber doch immer die Vorsicht, daß er sein Gesicht rückwärts drehte, wenn er einen Schuß aus der Hand abfeuerte. Mancher verbrannte sich trotzdem Finger und Gesicht. Wollte ein Schuß lange nicht erfolgen, so mußte

nachgesehen werden, ob der Zundel nachbrenne, und während der Bube mit dem Finger untersuchte und die Nase über der Zündpfanne hatte, konnte der „Blitz“ losgehen. – Die erwachsenen Burschen, „die großen Buben“ wie man sie nannte, versahen sich mit Pistolen oder alten Flinten.

Endlich war die langersehnte Weinlese da! Früh morgens, als im Tale noch der Nebel wogte, zog Jung und Alt hinaus. Die Frauen, Mädchen und Buben trugen Kübel unter den Armen und die richtigen Männer Butten auf den Rücken und aus den Butten ragten die Stiele der Traubenstämpfel. Da ging es am Kelterbrünnele vorbei, aus welchem der Storch die kleinen Kinder holt; aber jetzt hatte ich keine Zeit, hineinzusehen, um das Kinderköpfchen anzustauen, welches herauschaute. Dort winkten mit ihren offenen Toren die beiden Keltern, welche mir sonst unheimlich waren, weil sie so einsam standen und das geringste Geräusch darin schrecklich hallte. Jetzt erschienen sie mir als Freudentempel. Gleich hinter den Keltern fangen die Weinberge an. Während des Traubenreifens war uns Buben der Zutritt in dieselben verboten gewesen. Ha, wie lachten uns jetzt die roten, schwarzen und weißen Trauben an! Wenn das Aussehen des Himmels schönes Wetter für den Tag versprach, so mußte der von den Keltern entlegenste Weinberg, unsere Hälde, zuerst gelesen werden. Nach langem Weg und steilem Aufstieg erreichten wir ihn. Meinem Vater war dieser Weinberg an das Herz gewachsen, denn er hatte denselben selbst geschaffen aus einer öden Halde, auf welcher nur Wachholderstauden und Heidekraut gewachsen waren. Jetzt lohnte der Weinberg die Mühe. Wie strotzten die schwarzen Trollinger, wie glänzten die roten und weißen Gutedel, wie lud der bräunlich gesprenkelte Muskateller zum Versuchen ein! Ich kannte alle, alle die Traubensorten und wußte, wie sie schmecken, und allen ließ ich jetzt volle Ehre angedeihen. Ach die Traubenlese! Es gab für mich kein höheres Vergnügen. – Nach zehn Uhr brachte die Mutter Emmentaler, „Lukeles-Käs“¹ und Brot. Man lagerte sich zum Mahle. Der Lukeleskäs wurde in dicker Lage auf Brot gestrichen, Schnittchen von Emmentaler Käs darübergelegt und Kümmel darauf gestreut. Zum herrlichen Käsbrote fehlte auch der Wein nicht. (Bier gab es nicht im Dorfe.) War der Tag von gutem Wetter begünstigt, so wiederhallten die Berge vom Juchzen und Schießen.

Unten am Weinberge stand der Wagen mit einer Kufe, in welche die Butten ausgeleert wurden, nachdem die Trauben in denselben zerstoßen waren. – Aus denjenigen Weinbergen, welche nahe bei den Keltern lagen, trug man aber gleich in diese die Trauben. Dabei hatte ich oft das Vergnügen, dieselben treten zu dürfen. Über der Kelterkufe stand auf zwei Brettchen ein kleiner Zuber, dessen Boden durchlöchert und mit einem Türchen versehen war. Der Buttenträger stieg an einer Leiter hinauf und schüttete die Trauben in den Zuber. Und nun trat und tanzte der Bube, dessen Füße in alten Stiefeln staken, darauf herum und leerte dann die zertretenen Trauben durch das Türchen in die Kufe. – Das war ein lustiges Treiben in der Kelter. Die weiten Räume wiederhallten vom Singen und Johlen der Buben, es knarrten die Kelterspindeln und ächzten die wuchtigen

¹ Quark: Lukeleskäs genannt, weil damit die Kücken, die Luckele, gefüttert wurden (Luckele vom Lockruf: luck, luck, luck).

Kelterbäume und der Most floß plätschernd vom „Biet“ in die Kufe. Aus hölzernen, löffelförmigen Schapfen trank man den Most. Wie schmeckte der süße Most so gut zu einem neugebackenen Wecken!

Über die Zeit der Traubenlese und noch lange nach derselben wird unausgesetzt bei Tag und Nacht gekeltert. Es gibt da viel zu tun. Von Zeit zu Zeit muß die Spindel gedreht, der Treberhaufen behauen und der Abfall oben aufgeschüttet werden. Ich übernachtete einmal mit meinem Vater im warmen Kelterstübchen, obgleich ich bei der schweren Arbeit nicht helfen konnte. Das Ruhelager war eine kahle Pritsche, und doch erinnere ich mich so gerne dieser Nacht. Als wir bei Tagesgrauen uns erhoben, sagte mein Vater: „August, sing ein Morgenlied.“ Ich stimmte an: „Wach auf mein Herz und singe.“ Mein Vater und die Kelterleute sangen mit. Es klang erhebender als in der Kirche.

Ich wollte euch meine Heimat schildern und habe da Erinnerungen aus meiner Knabenzeit erzählt, wie sie in jenen nächtlich stillen Stunden an meinem Geist vorübergezogen sind. Es lag ein schönes Knabenleben hinter mir. Das Traurige darin ließ es in der Erinnerung nur um so reizender erscheinen.

Wer seine Jugend im stillen Dorfe verlebte, muß wohl die Trennungsschmerzen mehr empfinden als das Stadtkind. Der Bub kennt jedermann im Dorfe und alle kennen ihn. Er kommt in jedes Haus, und jeder Baum beim Dorf und auf dem Feld ist ihm bekannt und jeder Weg und Steg. Was er erlebt, das haftet fest in seinem Geist, denn er erlebt nicht viel, noch vielerlei. Hat nun der jugendliche Dorfbewohner die Knabenjahre hinter sich und muß hinaus in fremde Gegenden und unter fremde Menschen und sieht und hört des Neuen gar so viel, so findet er den jähen Wechsel schmerzlich. Er hat ein volles klares Bild in sich von seiner Heimat wie von seinem Leben, und dieses Bild ist ihm ein teurer Schatz, den will er nicht verdrängen lassen durch das Fremde, das seinen Sinnen überall entgegentritt. Er schließt im Geist sich ab von der Umgebung und lebt und tröstet sich in der Erinnerung.

Das ist des Dorfkindes Heimweh.

Drei Jahre in Weingarten

(1842–1845)

Auf einem Vorsprunge des sanft ansteigenden und oben bewaldeten Höhenzugs, welcher die Schussenebene gegen Osten begrenzt, thront der majestätische Bau des ehemaligen Benediktinerklosters Weingarten nebst einer großen Kirche. Drei gewaltige Gebäudeflügel umschließen mit der auf der Südseite stehenden Kirche einen großen Hof. Um die Seiten des letzteren ziehen sich Arkaden, von deren westlicher und östlicher Ecke aus in weiten Treppenhallen bequeme Steinstufen aufwärts führen. Man gelangt auf denselben im ersten wie im zweiten Stocke je in einen breiten Gang. Diese Gänge erstrecken sich auf sämtliche Innenseiten des Gebäudes. Nach außen liegen die Zimmer. Gänge und Zimmer sind so hoch, daß in denselben ein großer Mann einem ebenso großen auf die Achseln stehen könnte und auf die Achseln des oberen noch ein halbgewachsener Junge.

In den hellen Gängen ragten lebensgroße Hirschköpfe mit natürlichen Ge-
weihen aus den Wänden. Unter jedem dieser Köpfe war auf einem Täfelchen

verzeichnet, welcher Abt oder Edelmann den Hirsch geschossen und wann und wo.

Die im Jesuitenstil gebaute Kirche ist groß und schön. Ihre Pfeiler, Säulen und Gesimse waren von grauem und rötlichem, poliertem Gipsmarmor. (Jetzt ist leider alles weiß getüncht.) Decke und Kuppel zeigen farbenreiche Bilder. Die Orgel ist berühmt wegen ihrer Größe, ihres vox humana-Registers und ihres Glockenspiels. Letzteres hängt in Gestalt einer zehn Fuß langen Traube zwischen den beiden durch einen Bogen verbundenen Teilen der Orgel herab.

Die Kirche ist im Besitz eines hochgeschätzten Heiligtums. Es ist ein Tropfen des Blutes Christi. Zu diesem „Heiligen Blut“ wallfahrten jährlich Tausende aus nah und fern und zu Ehren desselben findet jedes Jahr am sogenannten „Heiligen Blutsfreitag“ eine großartige Feier mit Umzug statt.

Südlich von der Kirche schließt sich an diese ein alter Klosterhof, umgeben von einem gotischen Kreuzgang. Im Jahre 1843 wurde das Pflaster des letzteren ausgebessert und bei dieser Gelegenheit eine Gruft entdeckt. Als man nämlich eine der schadhafte Steinplatten weggenommen, zeigte sich eine in die Tiefe gehende Öffnung. Ein dabei beschäftigter Arbeiter steckte seinen Kopf hinein, um zu sehen, wohin sie führe, sank aber infolge der verdorbenen Luft, welche herausströmte, sofort ohnmächtig zusammen. Man untersuchte und fand den vermauerten Eingang in die Gruft. Wir hielten sie für die Guelfengruft. Es befanden sich ein Kindersarg und umhergestreute, zum Teil auch auf Haufen gesammelte Knochen in derselben. (Die Guelfen oder Welfen, deren Stammburg in der Nähe gewesen, – ich sah noch die Fundamentmauern der Burg – hatten im Jahre 1053 das Kloster Weingarten gegründet. Der blinde König Georg II. von Hannover, ein Nachkomme der Welfen, ließ die Welfengruft in Weingarten erneuern und kam im Jahre 1868 selbst dorthin zur Einweihung derselben.)

Das Kloster ist im Jahre 1806 an Württemberg gekommen und wurde später als Staatswaisenhaus benützt. Wo ernste Mönche einst gewandelt, da tummelte sich jetzt eine Knabenschar. Durch die Tore waren vordem stolze Ritter und Prälaten eingezogen, vom Abt zum reichen Mahl geladen, jetzt kamen arme Witwen, ihre Kinder zu besuchen.

Seit meinem Dortsein hat das Bild nochmals gewechselt, denn ein Infanterieregiment haust seit fünfzehn Jahren in den Klosterräumen.

Um die Lehrkräfte und Gebäude voll auszunützen, war mit dem Waisenhaus ein Lehrerseminar verbunden. Es hatte 36 Zöglinge, teils katholischer, teils evangelischer Konfession.

Dem Waisenhaus und der Schullehrerbildungsanstalt stand ein evangelischer Geistlicher namens Schott vor. Er hatte den Titel Oberinspektor. Der Unterricht an letzterer Anstalt wurde von zwei für dieselbe besonders angestellten Lehrern, Unterlehrer Pleibel und Oberlehrer Spiegler, dem Oberinspektor und den vier Lehrern des Waisenhauses erteilt.

Die Zöglinge des ersten und zweiten Kurses wohnten in einem besonderen, vom Waisenhaus getrennten Bau, wir nannten denselben das „Seminar“. Der dritte und älteste Kurs war im Waisenhaus untergebracht.

Jeder der beiden geräumigen Schafsäle des Seminars enthielt zwölf Betten. Neben jeder Lagerstätte standen Kasten und Koffer des Bettinhabers. Kästen und Betten waren Eigentum der Anstalt. Das Bett bestand aus Strohsack, Seegrasmatratze und Wollteppich.

In jedem Kurszimmer waren drei subsellienartige* Sitzreihen mit je vier verschließbaren Pulten.

Wie war das Leben in der Anstalt?

Im Sommer wurde um fünf Uhr, im Winter um sechs Uhr aufgestanden. Unser erstes Geschäft war, sich das Lager zu richten für die nächste Nacht. Wir hatten nämlich keinerlei Bedienung. Doch ja, jeder Kurs verfügte über einen Laufbuben. Ein Waisenknabe kam nämlich zu einer gewissen Zeit des Tages, um die nötigen Ausgänge für uns zu machen. Die Überwachung der Ordnung im Lehrzimmer, Reinhalten der Wandtafel und des Tafelschwammes, Herbeischaffen von Trinkwasser etc. war Aufgabe des Wohners. Dieses Amt wechselte unter den Kursgenossen.

Nachdem das Bett in Ordnung, eilten wir zum Waschen an den Brunnen, selbst bei grimmigster Winterkälte. Zur bestimmten Zeit mußte jeder an seinem Pulte sitzen, sei es zum sofort beginnenden Unterricht, oder um für sich zu arbeiten. Sommers um sieben, Winters um halb acht sammelte man sich zum Frühstück im Speisesaal, einem gewölbten Raum im Erdgeschoß des Waisenhauses. Dem Frühstück folgte unmittelbar die Morgenandacht, bestehend in einem von dem aufsichtführenden Lehrer oder einem Schüler gelesenen Gebet und gemeinschaftlichem Gesang.

Dann reihten Unterricht und Arbeit sich bis Mittag. Nach dem Mittagmahl war Freizeit bis halb zwei Uhr.

Während der kalten Jahreszeit wurde bei guter Witterung, ehe es dunkelte, ein Gang gemacht unter der Führung eines Lehrers, im Sommer anstatt des Ganges geturnt, manchmal gebadet. Wenn wegen schlechter Witterung der Spaziergang ausfiel und besonders an regnerischen Sonntagnachmittagen, wars von den Lehrern gerne gesehen, wenn wir uns im Schachspiel übten.

Wollte ein Schüler während der Freizeit einen Ausgang in den Flecken Altdorf – das heutige Weingarten war damals ein Marktflecken und hieß Altdorf – machen, so hatte er dazu die Genehmigung eines Lehrers einzuholen. Wehe demjenigen, der es wagte, bei solchen Gelegenheiten ein Wirtshaus zu besuchen. Zweimal ließ ich mir dieses Vergehen, je in Gesellschaft einiger Mitschüler, zu schulden kommen, aber nur ein Fall gelangte zur Kenntnis des Oberinspektors. Die Folge für mich war eine geringere Sittennote nicht nur am Schluß des laufenden, sondern auch des folgenden Halbjahrs.

Wir wurden in strenger Zucht gehalten, an Ausdauer in der Arbeit, wie an Ordnung und Pünktlichkeit gewöhnt. Wie hätte meine Mutter sich gefreut, wenn sie gesehen, wie gewissenhaft ich Pult und Kasten schloß und nichts mehr „herumliegen“ ließ.

* subsellium = niedere Bank.

Aber unglücklich wäre sie gewesen, würde sie gewußt haben, wie der Hunger oft mich quälte. Bei der anstrengenden Geistesarbeit und unserem jugendlichen Alter war die Kost entschieden unzureichend. – Morgens gabs jahrein jahraus nur Wassersuppe, dann nichts mehr bis zum Mittag. Mit welchem Heißhunger jagten wir da dem Speisesaale zu. Das Brot, welches auf seinem Teller lag, verschlang jeder, ehe die Suppe kam. Ein Vesperbrot wurde uns nicht gereicht. Es war uns sogar verboten, Brot zu kaufen, geschweige Wurst, Käs oder Butter. Wie oft schmerzte mich gegen Abend der Magen infolge großen Hungers! Dabei hatten wir des Sommers an drei Wochentagen nicht einmal die Hoffnung, uns am Abendtische satt essen zu können, denn die ganze Mahlzeit bestand in Wassersuppe und grünem Salat, nicht einmal ein Stückchen Brot gabs zum Salat. Um diesen genießbar zu machen, aßen wir von der Suppe die Brühe und mengten auf dem Teller die Suppenschnitten zum Salat. An den übrigen Tagen war es besser, es kam da nach der Suppe saure Milch mit eingebrocktem Schwarzbrot. Auch im Winter konnten wir uns abends eher sättigen, da folgten auf die Suppe Kartoffeln mit etwas Butter oder saurer Milch.

Das Verbot des Brotkaufens wurde freilich nicht immer beachtet. Der Laufbub, welcher das Brot holte, durfte sich eben nicht ertappen lassen. Es gab uns aber Veranlassung zu lügen. Jeder Schulamtszögling hatte nämlich ein Büchlein zu führen, in welches seine Einnahmen und Ausgaben, auch die kleinsten, zu verzeichnen waren. Diese Büchlein wurden von Zeit zu Zeit vom Oberinspektor durchgesehen. Natürlich vermied es jeder, eine Ausgabe für Brot zu notieren und sich damit selbst anzuklagen, er mußte daher darauf bedacht sein, Einnahmen und Ausgaben auf irgendeine erlogene Weise mit dem Bestand seiner Kasse, welche ebenfalls kontrolliert wurde, in Übereinstimmung zu bringen.

An schönen Sonntagnachmittagen fand regelmäßig ein größerer Spaziergang mit Einkehr statt. Ich freute mich besonders auf das Zechen in einer Milchwirtschaft. Aber auch die „nackten“ Ravensburger Würste, welche in Blechschüsseln herumgetragen wurden, schätzte ich hoch.

Jeden Sommer durften wir in Begleitung eines Lehrers eine größere Turnfahrt machen. So gingen wir einmal nach Markdorf, einem badischen Städtchen, wo einige Tage vorher ein großer Brand gewütet hatte und zogen von da nach Friedrichshafen. Auf diesem Wege sah ich zum ersten Mal den Bodensee. Der Himmel war bedeckt mit grauen Wolken und der See erschien als eine grüne Fläche, glanzlos und unbewegt. Ich glaubte ein ungeheuer großes Wiesental zu sehen.

Ein andres Mal marschierten wir nach Langenargen. In der Nähe dieses Flekens erhob sich die malerische Burgruine Montfort, hart am See. Leider wurde dieselbe später abgetragen; an ihrer Stelle steht jetzt ein anderer reizloser Bau. Von Langenargen setzten wir auf einem großen Segelnachen nach Friedrichshafen über und badeten unterwegs.

Auch die auf dem höchsten Punkt des württembergischen Oberschwabens thronende Waldburg besuchten wir einmal. Auf der Dachfirstaltane dieser Burg genießt man bei günstiger Beleuchtung die schönste Aussicht. Man sieht die Alpen vom Wendelstein bei Rosenheim in Oberbayern bis zu den Kurfürsten in der

Schweiz und den Bodensee in seiner ganzen Länge. Gegen Westen schweift der Blick am Gehrenberg und Heiligenberg vorbei und darüber hinweg bis zu des Schwarzwaldes fernen Höhen. Im Nordwesten und Norden bildet die schwäbische Alb den Horizont, aus welchem der Bussen stolz emporragt, und gegen Nordosten und Osten dringt das Auge tief ins Bayerland hinein. In der Nähe und in weitem Umkreis bietet sich ein klares, wechselreiches Landschaftsbild: sanfte Höhen und steile Hänge, flache Täler und enge Schluchten, zwischen Wäldern große Strecken Feldes und überall zahllose Einödhöfe. Aus Waldlichtungen blinken die ruhigen Spiegel kleiner Seen.

In der Burg bewunderten wir die alten Ölgemälde, welche Ritter und Ritterpferde darstellten. Die letzteren erregten unser Staunen wegen ihrer langen dicken Schweife, die bis zum Boden reichten. Am meisten aber interessierte uns die kleine Rüstkammer. Da waren eiserne Ritterrüstungen, die teils an den Wänden hingen, teils wie leibhaftige Ritter auf dem Boden standen. Armbrust und Bogen waren da und viele Pfeile. Diese sahen ganz anders aus, als ich sie mir bisher vorgestellt. Ein solcher Pfeil bestand aus einem sechs Zoll langen, daumen-dicken runden Hartholzstäbchen und einem fingerslangen Spießchen, welches mittelst eines Eisenringes im Holz befestigt und widerhakenartig gekerbt war.

Auf einem schweren eichenem Tisch lag ein Schwert mit anderthalb Fuß langem Griffe und wohl sechs Fuß langer zweischneidiger Klinge. Die Schneiden hatten Wellenform wie eine züngelnde Flamme. Ein starker Eisenstab kreuzt Griff und Klinge. Beim Schwerte stand ein Messinghumpen, den ich kaum mit beiden Händen aufheben konnte. – „Was für Männer müssen das gewesen sein“, sagten wir zueinander, „welche diese schweren Eisenrüstungen getragen, diese Schwerte geschwungen und die aus solchen Humpen getrunken haben.“

Ich mußte später an die Rüstkammer auf der Waldburg denken, wenn ich einen geschnürten Leutnant sah.

Auch nach Wolfegg kamen wir bei einem solchen Ausflug und sahen dort eine sehr schöne Gewehrsammlung und ein interessantes Naturalienkabinett. Vom Schloß aus hat man eine herrliche Aussicht in die Gegend von Isny und Wangen und in die Allgäuer Alpen. Auf dem Wege nach Wolfegg kamen wir durch einen „Raupenwald“. Soweit das Auge reichte, erblickte man nur dürre Bäume. Die Raupe des Kiefernspinners hatte im vorhergegangenen Sommer den Kiefernwald zerstört, indem sie alle Nadeln abgefressen. Es wurde uns erzählt, man sei zur Zeit des Raupenfraßes mit jedem Schritt im Walde auf Raupen getreten und der von den Bäumen fallenden Kot der Tiere habe ein Geräusch verursacht wie rieselnder Regen.

Auf diesen Wanderungen lernte ich die Landschaft des südlichen Oberschwaben kennen. Die Höhen bestehen durchweg aus Nagelfluh, einem durch Kalkmasse zusammengekitteten Gemenge von meistens kleinem Gerölle. Dieses zum Teil sehr lockere Gestein bedingt die Gestaltung der Bodenerhebungen. Durch Erdbeben entstehen steile Hänge, durch Auswaschung tief eingeschnittene Schluchten (Tobel), während das allgemeine Bild der Landschaft sich in welligen Flächen und leicht ansteigenden Hügeln darstellt. In den tieferen Bergen kommt ein Sandstein vor, Molasse genannt, der wegen seiner Weichheit ebenfalls Tobel-

bildungen durch das Wasser zuläßt. Da und dort finden sich in diesen Gegenden erratische Felsblöcke, welche aus den Alpen stammen und auf losem Gerölle liegen. Ein solcher aus Urgebirgsmasse, nämlich Gneis, bestehender Block liegt z. B. in dem von Schlier nach Weingarten streichenden schluchtartigen Lauratal, umspült vom Bache. Er ist so groß, daß wir unserer sechsunddreißig gleichzeitig darauf stehen konnten. – Die dem Bodensee zueilenden Flüsse sind in ihrem oberen Laufe wild, wie die Schussen und die beiden Argen, und auch ihre Nebenflüßchen haben starken Fall. Ganz anders ist es in dem sich gegen die Donau senkenden Teile Oberschwabens. Da sickern die Gewässer aus weiten Rieden zusammen und schleichen lahmen Laufs der Donau zu. Die Täler sind hier durchaus flach und erweitern sich gegen die Donau hin in große Ebenen. – Eine ober-schwäbische Landschaft kann ich mir nicht denken ohne Möven. Die hier hauptsächlich vorkommende ist die Silbermöve. Sie ist größer als ein Rabe, hat einen bläulich grauen Rücken und ist sonst überall weiß. Sie besitzt eine große Flugkraft und tummelt sich mit einer Leichtigkeit in der Luft, daß es eine Lust ist zuzusehen, wenn eine Schar dieser Vögel ihr Flugspiel treibt. Wo ein Bauer pflügt, da zeigen sich die Möven und suchen Ungeziefer im aufgerissenen Ackerboden. Manchmal erscheinen sie in großen Schwärmen und erfüllen die Luft mit ihrem Geschrei. Sie nisten auf den Inselchen und an den mit Binsen und Gras bewachsenen Ufern der Seen. Ihre Eier sind von der Größe kleiner Hühnereier, spitzen sich aber auf einer Seite schärfer zu als letztere. Dieselben sind grünlich braun gefärbt und schwarz getupfelt, haben einen rötlichen Dotter und sind sehr schmackhaft. Am Häcklersee bei Blitzenreute nisten die Möven zu Hunderten. Ich ging während einer Frühjahrsvakanz mit einigen Kameraden an diesen See. In wenigen Minuten hatten wir unsere Taschen mit Eiern gefüllt, die wir uns dann in Blitzenreute backen ließen. – Im südlichen Oberschwaben ist die Landschaft abwechslungsreich und die Aussicht auf die Alpen erhöht noch ihre Schönheit. Größere Ortschaften sind hier selten. Die zwischen der Schussen und den Argen auf der Landkarte verzeichneten Orte bestehen meistens nur aus wenigen Gebäuden, wie selbst die Pfarrdörfer Bodnegg, Waldburg, Vogt usw. Um so zahlreicher sind, wie schon bemerkt, die Einzelhöfe. Diese verleihen durch ihre Lage, wie durch die Bauart ihrer Häuser, der Gegend einen malerischen Reiz. Zur Zeit meines Aufenthalts in Oberschwaben, also in den Jahren 1842 bis 1845, waren diese größtenteils einstockigen Häuser fast ausnahmslos von lauter Holz gebaut. Die Wände bestanden aus behauenen und aufeinandergelegten Stämmen und statt der Ziegel bedeckten kleine Brettchen die flachen Dächer, welche sowohl auf der Trauf- als auch auf der Giebelseite weit über die Wände hinausragten. Alle diese Gebäude machten den Eindruck, als stünden sie von altersher. Es durfte wohl seit langer Zeit kein Holzhaus mehr gebaut werden.

In einer Sommernacht das Jahres 1842 sah ich ein solches abbrennen. Wir waren durch ein heftiges Gewitter aus dem Schlaf geweckt und aufgestanden, denn Sturm und Donner tobten, wie ich es nie mehr erlebte. Die Blitze zuckten ohne Unterlaß, oft mehrere zugleich. Das Schussental war dadurch weithin so erhellt, daß man die einzelnen im Tal zerstreuten Höfe sehen konnte. Da fuhr ein Strahl in eines dieser Häuser und im Nu stand es in Flammen.

Noch hörte man das Rollen des rasch vorübergezogenen Gewitters, als an der Stelle des Hauses nur noch ein Aschenhaufen glimmte. Am anderen Tag gingen wir zum Brandplatz. Da lagen auf kahlgebrannter Stätte zwei Dutzend halb verkohlte Rindviehleichen. Der Bauer und seine Leute hatten nur das nackte Leben gerettet.

Es wird jetzt, nach mehr als 40 Jahren, wohl manches dieser Holzhäuser verschwunden sein. Mit den Bauersleuten dieser Gegend kam ich natürlich nicht viel in Berührung. In einem auf der Höhe zwischen Weingarten und Ravensburg gelegenen Hofe kehrte ich einmal ein. Es war an einem heißen Sommermittag. Ich hatte in Begleitung eines Kameraden Pflanzen für den Unterricht gesammelt. Wir waren hungrig u. durstig, als wir in die Nähe des Bauernhauses kamen, und beschlossen daher, Milch von der Bäuerin zu erbitten. In der niederen Stube war eine dumpfe übelriechende Luft. Auf dem Stubenboden saß ein halbnacktes Kind. Links von demselben stand eine Wanne mit ein wenig Mehl, womit der Sprößling spielte und auf der anderen Seite paradierte ein rauchender Kegel in einer Lache. Ich hätte gerne auf die Milch verzichtet, aber auf die Frage der Bäuerin: „Wa hender, wa wender?“ (Has habt ihr, was wollt ihr?) hatte mein Kamerad schon sein Verlangen nach Milch geäußert. „Jo friele,“ sagte die Bäuerin, „wenders zahle oder wenders it zahle.“ Ich erklärte, zahlen zu wollen, mein Genosse dagegen, ein ehemaliger Waisenzögling, welcher die Reise von Weingarten in seine weitentlegene Heimat und zurück schon mehrmals ohne Geld gemacht, antwortete frischweg: „I will it zahle“. Nun stellte die Frau mir einen Scherben¹ voll saurer Milch mit Rahm, dem anderen einen „abgenommenen“ vor und lud uns ein, von dem Brot zu nehmen, das auf dem Tische lag. Die Brotkrume aber war dicht besetzt mit Stubenfliegen. Ich fragte meinen Kameraden: „Nimmst du Brot?“ Dieser placierte sich so, daß er Kind und Kegel nicht sah und schnitt sich einen tüchtigen Keil mit Brotlaib. Vom frischen Anschnitt nahm ich mir dann auch ein Stück. Den Rahm teilte ich mit meinem Freund. Die Milch war gut und das Brot auch. Für beides zusammen hatte ich zwei Kreuzer zu zahlen.

Die Erscheinung der Bäuerin war in Einklang mit der Stube. Am Sonntagmorgen aber wird sie wie die andern Bauersfrauen der Gegend mit goldener Radhaube und reichem Halsschmuck in der Kirche zu Weingarten oder Ravensburg erschienen sein.

Die Radhaube war eine ganz eigentümliche Kopfzier. Ihre Gestalt läßt sich mit einem in Radform aufgerichteten Pfauenschwanz vergleichen. Das Haubenrund hatte einen Durchmesser von zwei Fuß und mehr. Es war ein teurer Schmuck. Ihre Radhaube soll manche Bäuerin bis zweihundert Gulden gekostet haben. Es war aber auch etwas Prächtiges. Wie glitzerte und strahlte es von tausend goldenen Hauben bei einem Fronleichnams- oder Blutfreitagzug in Weingarten!

Später, während einer Vakanz, kam ich einmal in ein Bauernhaus der Gegend, nämlich in Staig, einem Weiler zwischen Niederbiegen und Blitzenreute. Ich

¹ irdenes Gefäß.

übernachtete dort und zwar in Gesellschaft eines Kameraden, der die Bauersleute kannte, erinnere mich aber nur noch des Frühstücks, das ich dort genossen. Die Bäuerin trug eine gewaltige, mit Haberbrei gefüllte Schüssel auf. Als die Familie versammelt war, wurde von der Magd ein langes Gebet gesprochen. Die Leute standen dabei um den Tisch herum, kehrten diesem jedoch den Rücken zu, um, wie ich dachte, nicht gestört zu werden in der Andacht durch den Haberbrei. Ich irrte hierin. Die Leute wenden sich während des Betens dem Kruzifix zu, welches in der Regel in einer Ecke der Stube hängt. Der Anblick war auch gar zu lockend, denn auf der Oberfläche des Breies glänzte ein See flüssigen Schmalzes. Als man sich um den Tisch gesetzt, tat der Bauer den ersten Löffelstich bei dem ihm zunächst gelegenen Schüsselrand. Der Brei floß nicht zusammen, nachdem der Bauer den Löffel herausgezogen, sondern es zeigte sich eine Grube, welche sich mit Schmalz füllte. So hatte bald jeder Esser seine Grube.

Jedem Semester folgte eine vierzehntägige Vakanz. Während der meisten dieser Ferienzeiten blieb ich in Weingarten, wie immer mehrere meiner Mitschüler auch. Wir genossen da mehr Freiheit als sonst und durften uns in der Gegend umhertreiben, ohne besondere Erlaubnis dazu einholen zu müssen. Mit Vorliebe suchten wir Orte auf, welche uns noch fremd waren. Besonders gerne durchstreiften wir die Wälder links des Schussentals. Der reiche Wechsel von Wäldern, Seen und Feldern macht hier eine Wanderung unterhaltend. Unheimlich waren mir die Hunde, die wir in allen Einzelhöfen trafen. Sie lagen zwar an Ketten, aber ich fürchtete sie dennoch. Die Hundekette hing an einem Eisenring und dieser an einer langen, unter der Dachtraufe angebrachten Stange. So konnte sich der Hund um den halben Umfang des Hauses bewegen, und wenn er bei Annäherung eines Fremden aufsprang und an der Kette zerzte, so wackelte die Stange, die Kette rasselte und drohte zu zerreißen. Das ist vor meinen Augen auch einmal geschehen, doch ohne schlimme Folgen. Es war bei Köpfingen. Unser Weg ging zwischen Scheuer und Wohnhaus eines Hofes durch. Bei der Scheuer nah am Wege lag der Kettenhund. Lange schon ehe wir beim Hofe waren, hatte er getobt, und bei unserer Annäherung steigerte sich seine Wut. Er stellte sich auf seine Hinterfüße und zerzte mit der ganzen Wucht des aufgebäumten Körpers an der Stange, daß diese sich entsetzlich bog und ihn zurückschnellte. Doch wieder und wieder sprang er auf und zeigte wutschäumend sein Gebiß: „Gott im Himmel, wenn die Kette oder Stange bräche!“ Wir waren eben im Begriffe, raschen Sprungs vorbei zu kommen, da rasselte die halbe Kette nieder auf den Hund. Ein jäher Angstschrei folgte; aber nicht von uns kam dieser Schrei, wir standen stumm und starr vor Schrecken, sondern von dem Hunde. Mit eingezogenem Schwanz rannte er vorüber in das Wohnhaus.

Auch einen Schrecken anderer Art erlebten wir einmal auf einer unserer kleinen Ferienreisen. Wir befanden uns zwischen Ravensburg und Weingarten und sahen da in einer Lücke der am Wege sich hinziehenden Hecke eine Frau liegen. Bei näherer Betrachtung drängte sich uns die Überzeugung auf, daß wir vor einer Leiche standen und zwar vor der Leiche einer Wallfahrerin.

An ihrem Mieder stak ein Stechpalmzweig, das Abzeichen der von Einsiedel kommenden Wallfahrer. Zu ihrer Rechten lag ein Wanderstab und in der Linken hielt sie einen Rosenkranz. Hunderte armer Leute ziehen an heilige Orte, um hier gegen Lohn zu beten für diejenigen, die sie schickten. Zu diesen Vielen hat die Unglückliche gewiß auch gezählt, dachten wir. Was mag sie gelitten haben, ehe sie, wohl an Entkräftung, hier niedersank! „O, die ist jetzt schon im Himmel bei den Engeln, wer so stirbt, der ist selig“, sagte einer meiner katholischen Kameraden und wischte sich eine Träne vom Auge. Er faltete die Hände zu einem stillen Gebet, und einige andere tatens auch. So standen wir lange in tiefer Rührung. Dann wurden zwei Kameraden abgeschickt, um in dem von der Unglücksstätte nicht weit entfernt gelegenen Spital zu den Vierzehnnothelfern Anzeige von dem traurigen Fall zu machen. Kaum hatten sich die zwei entfernt, so bewegte die Unglückliche ihren rechten Arm. „Gottlob, sie lebt!“ Ach wie freudig pochten unsere Herzen in diesem Augenblick. „Ja, ja, sie lebt, sieh, sie greift in ihre Rocktasche.“ Langsam, aber sicher zog sie aus der Tasche einen Schnapsbuddel, entpfropfte denselben und führte ihn zum Munde, ohne die Augen zu öffnen. „Sänger, Ringwald, haltet!“ riefen wir den Abgeschickten nach und entfernten uns eiligst. Die einen lachten, die anderen fluchten.

In der Ferienzeit war uns der Wirtshausbesuch nicht verboten. Diese Milde erwies sich bei mir und anderen nicht gefährlich. Ich kehrte z. B. mit einem Kameraden einmal in Baienfurt ein, da verzehrten wir zusammen zwei Schoppen Obstmost und acht Brote. Als wir die Zeche zahlten, waren wir verlegen wegen unserer Kneipweise. Der Wirt beruhigte uns aber, indem er erzählte, er habe einmal als junger Bursche auf einer Wallfahrt nach St. Blasien zu zwei Schoppen Weißbier für achtundzwanzig Kreuzer Brot gegessen.

Während der Ferien war ich hauptsächlich auch darauf bedacht, meine Schmetterlings- und Käfersammlung zu vermehren, wozu ich sonst bloß unsere regelmäßigen Spaziergänge benutzen konnte, die nur spärliche Gelegenheit zum Sammeln boten.

Zweimal während meines Aufenthalts in Weingarten besuchte ich meine Heimat. Das erstemal gleich nach Verlauf des ersten halben Jahres im Herbst 1842. „Sou, du witt aa ham?“ hatte mich der Oberinspektor gefragt, meinen Dialekt nachahmend, als ich mit anderen einige Tage vor Beginn der Ferien bei ihm erschien, um die Erlaubnis zur Reise einzuholen. Er stellte mir zwar das Beschwerliche einer so großen Fußreise vor, und daß sie die halbe Vakanz in Anspruch nehme, gab aber seine Zustimmung.

Am ersten Reisetag waren wir unser sechs und machten einen Weg von 12 Stunden, indem wir bis nach Zwiefalten kamen. Ich hatte abends Blattern an den Füßen. Als wir am anderen Morgen die von Zwiefalten nach Huldstetten führende Steige hinaufgingen, glaubte ich, nicht weiter marschieren zu können, denn meine Beine waren steif und meine Fußsohlen glühten. Aber bald konnte ich doch wieder gleichen Schritt halten mit den anderen, nur mußte ich mit dem rechten Fuße auf den Zehen gehen, weil die Ferse wund war. An diesem Tag legte ich eine Strecke von fünfzehn Stunden zurück. Soweit mag es wohl sein von Zwiefalten bis nach Degerloch. Von Reutlingen an hatte ich nur noch

einen Reisegefährten. Er war von Degerloch und deshalb mußten wir diesen Ort erreichen, ohne noch einmal zu übernachten. Ich blieb die Nacht im elterlichen Haus des Kameraden. Er hieß Neff und war der einzige meiner Kursgenossen, welcher mit mir das Examen in Stuttgart gemacht hatte. Von Degerloch an war ich allein. Das Marschieren ging jetzt leichter als am zweiten Reisetag. So glaubte ich, denn ich konnte abends noch einen größeren Dauerlauf prästieren. Zu diesem wurde ich freilich durch eine Angst veranlaßt. Als ich mich nämlich Beilstein näherte, sah ich zwei Handwerksburschen auf der Brüstung einer kleinen Brücke sitzen. Kaum hatten dieselben mich bemerkt, als sie jählings ihre Bündel umhängten und rasch dem Städtchen zuschritten. Nach wenigen Minuten war ich auch im Orte. Die Burschen bettelten mit großer Hast und schauten immer wieder nach mir um, wenn sie von einem Haus zum anderen eilten. Als ich Beilstein hinter mir hatte, bereute ich, nicht im Städtchen geblieben zu sein. Die Sonne neigte sich zum Untergange, ich sah im Feld und auf der Straße keinen Menschen, und der Weg war mir unheimlich. Ich kannte denselben von früher. Er führte bald von der Straße ab und durch eine einsame Gegend an der Ruine Helfenberg und einem Wald vorbei. Hier konnten die Kerle mich berauben. Und daß sie das beabsichtigten, daran zweifelte ich jetzt nicht mehr. Sie haben sich beim Betteln beeilt, um mich einholen zu können, dachte ich und eine namenlose Angst befel mich. Ich lief, so schnell als ich konnte. Alle Müdigkeit war verschwunden. Erst auf der halben Höhe des Hanges, auf welchem die Ruine steht, machte ich halt. Von hier konnte ich eine große Strecke des im Dauerlauf zurückgelegten Weges überschauen. Die Kerle kamen nicht. Am Ende hast du dich doch unnötig geängstigt, sagte ich mir; sie haben dich vielleicht auch für einen Handwerksburschen gehalten und wollten dir beim Abfechten des Städtchens zuvorkommen.

Ich übernachtete in Unterheinriet, das ich lange nach Sonnenuntergang erreicht hatte. Früh morgens, ehe die Sonne kam, war ich schon wieder auf dem Wege. Von Heinriet führt ein rauher Fußpfad über ein bewaldetes Gebirge nach Teuserbad. Dieses nur von Leuten aus benachbarten Gegenden besuchte Bad liegt in einer auf drei Seiten von steilen Bergen eingeschlossenen Schlucht. Aus luftiger Höh schaut das Städtchen Löwenstein herab. Jetzt war ich im Frankenlande. „No Klaner“, sagte ein Bauer, der mir begegnete, „wunau got d’Raas?“ und eine Frau: „Morr isch abber früh am Dooch scho uff de Baa.“ Ach, das war die Sprache meiner Heimat. Die Worte klangen mir wie liebliche Musik. Bald sah ich mir wohl bekannte Gegenden und Orte. Rechts oben in einem Tälchen hinter Löwenstein ist Lichtenstein, einst ein Kloster, jetzt eine Kinderrettungsanstalt. Ich war mit meiner Mutter dort gewesen bei der Eröffnungsfeier dieser Anstalt und später noch einmal an einem Sonntag. Der fromme Vorstand predigte so schön. Nicht weit davon ist Eichelberg. Die Frau unseres Gerbers, unseres Nachbarn, war von diesem Dorfe. Mit ihrem Neffen hatte ich oft den Ort zur Zeit der Kirschenernte besucht und im Herbst, wenn die Birnen reiften. Der Vater des Neffen war Jäger dort. (Den Förster wie den Waldschützen hieß man „Jäger“). Jetzt sah ich Eschenau, Affaltrach und Weiler, nicht weit von Adolzfurt gelegene Orte, und munter schritt ich weiter im Morgensonnenschein.

Da bog ums Straßeneck ein Mann, es war vor Eschenau. Er winkte von weitem schon mir zu: mein lieber Vater wars. Er hatte gewußt, daß ich dieses Weges kommen werde und auch die Zeit so ungefähr und wäre mir bis Heinriet entgegen gegangen. Er nahm sofort mein Ränzchen, um es zu tragen. Es waren ein Hemd und ein paar Strümpfe drin, auch einige Bücher und ein großer Stein. Ich hatte denselben bei Altshausen gefunden. Es bestand aus reinem Glimmer und funkelte wie lauter Gold. Den mußt du deinem Vater bringen, hatte ich gedacht, der wird sich freuen, denn so was hat er gewiß noch nie gesehen.

Nach einer Stunde waren wir vor Adolzfurt. Wir gingen aber nicht durch das Dorf, um nicht von den Leuten aufgehalten zu werden, sondern hinten herum in unser Haus. „Ach Gott, ach Gott, ach Gott, ach Gott!“ jubelte meine Mutter und schloß mich in ihre Arme. „Wie hab ich Angst ausgestanden, ob du den weiten Weg auch finden wirst und ob dir nichts passiert.“ „Er ist ein wenig mager geworden, aber gewachsen ist er, meine ich“, sagte sie zum Vater. Es kam mir selbst so vor, als ob ich gewachsen wäre, denn unsere Stube schien mir niedriger zu sein als früher. Der Unterschied zwischen den hohen Räumen, in welchen ich mich seit einem halben Jahr bewegte, und dieser Stube war auch gar zu groß.

Es war nicht weit von Mittag und bald stand der dickste Eierkuchen auf dem Tische und Kopfsalat. So feierte meine Mutter meine Ankunft.

Am anderen Tage ging ich in das Dorf, da fand ich auch den Kirchturm kleiner, als ich denselben im Gedächtnis hatte, die Gassen enger und den ganzen Ort viel schmutziger. Mein Aufenthalt in Adolzfurt war kurz, ich hatte kaum Zeit auszuruhen. Die mitgebrachten Bücher blieben unberührt. Mein einziger Ausflug war ein Gang nach Öhringen mit meinem Vater. Wir kehrten beim Bäcker Schwämlle an der Brücke ein: „So, so, das ist der August“, sagte Schwämlle, als mich mein Vater vorgestellt. „Der junge Herr kann so schöne Briefe schreiben“, bemerkte er zu mir gewendet. Da kams heraus, daß der gute Vater stolz war auf sein Söhnchen und in seiner Herzensfreude meine Briefe hatte lesen lassen.

Nach Ablauf von sechs Tagen ging die Wanderung wieder an und zwar Ulm zu, weil ich hoffen durfte, auf diesem Wege bald Gefährten zu bekommen. Ein Kamerad namens Schädel, welcher in einem bei Wüstenrot gelegenen Weiler auf Besuch war, hatte mir versprochen, auf mich zu warten. Mein Vater begleitete mich. Früh morgens um fünf Uhr trafen wir in dem Weiler ein. Wir hatten schon einen Weg von zwei Stunden zurückgelegt und dazu einen sehr, sehr beschwerlichen, denn wir waren aus dem Brettachtale auf den Mainhardter Wald gestiegen. Der Kamerad hatte leider am vorherigen Tage den Ort verlassen. Das war doch recht verdrießlich. Meinem Vater verursachte es wohl mehr Kummer als mir, daß ich einen so weiten und mir völlig unbekanntem Weg allein machen sollte. In Lorch, dem Heimatort des Unterlehrers Pleibel, konnte ich diesen treffen, wenn ich in früher Morgenstunde des anderen Tags dort war. Das wußte ich und sagte es meinem Vater: „Da wird es wohl das beste sein, wenn du eine Strecke weit fährst,“ meinte er. Er begleitete mich noch bis Wüstenrot und bestellte einen Einspanner, mich nach Murrhardt zu führen. Mein Vater hatte zwar nicht so viel Geld bei sich, um die Fahrt bezahlen zu können, aber

ich war im Besitz von acht Gulden. Die Reise von Weingarten nach Adolzfurt hatte mich nicht ganz zwei Gulden gekostet. „Wenn du auf der Rückreise auch drei Gulden brauchen solltest, so bleibt dir immer noch ein schönes Taschengeld,“ hatte mein Vater gesagt, als er mir daheim diese Summe eingehändigt. So fuhr ich denn nach Murrhardt und erreichte abends Welzheim.

Am nächsten Morgen um sechs Uhr schon befand ich mich in Lorch. Aber Pleibel und Schädel waren eine Stunde vorher weggegangen. Meine Verstimmung wegen dieses Mißgeschicks muß nicht so groß gewesen sein, um meine Sinne auch nur auf kurze Zeit für die wechselnden Eindrücke der Reise abzustumpfen. Denn als ich die Steige hinaufschritt, die von Lorch zur Höhe des Schurwaldes führt, interessierten mich die Liasschnecken des frischen Straßenbeschlags. Ich hatte dieselben noch nie so schön gesehen und steckte wohl ein Dutzend in mein Ränzchen, obgleich dieses vorher schon so ziemlich voll war. Zu Büchern, Hemd und Strümpfen hatte sich nämlich ein neuer Winterrock gesellt, der aus dem blauen Wollkleid meiner Mutter gefertigt worden war.

Der Reiz des Wegs am Fuß des Hohenstaufen hin wurde mir verdorben durch Straßenstaub und Sonnenhitze und durch meine Stiefel. Diese drückten. Ich zog sie aus wie auch die Strümpfe und ging barfuß.

Von Göppingen bis Geislingen ließ ich mich wieder fahren, denn meine Füße brannten, auch hoffte ich, die beiden Vorausreisenden einzuholen. Der Kutscher fuhr in Geislingen vor eine Bauernkneipe. Dort waren Leute von der Alb, welche Holz verkauft hatten in der Stadt. Ein Mann aus Lonsee lud mich ein, auf seinem leeren Wagen Platz zu nehmen. Ich fuhr mit ihm die Steige hinauf bis Urspring. Hier stieg ich ab und schenkte dem Buben des Bauern einen Groschen. Die Pferde trabten links ab, während mein Weg geradeaus führte, Luizhausen zu. Nach einer kleinen Stunde war dieser Ort erreicht. Hier blieb ich und ging bald zur Ruhe.

Das Schlafgemach war klein, enthielt jedoch zwei Betten. Für den Fall, daß noch ein weiterer Gast hier übernachten sollte, barg ich mein bißchen Geld unter meinem Kopfkissen. Nach kurzem Schläfe wurde ich durch einen wüsten Lärm geweckt. Zwei angetrunkene Handwerksburschen polterten herein und legten sich zusammen in das andere Bett. Sie sprachen laut und lange und führten garstige Reden. Ich erwachte mehrmals in der Nacht und griff jedesmal unter das Kissen nach meinem Beutelchen. Die Burschen schnarchten noch, als ich das Bett verließ, obgleich die Sonne schon längst durchs Fenster schien. Ich beeilte mich, weiter zu kommen, doch nach Verlauf von einer halben Stunde holten die beiden mich ein. Sie mußten bald nach mir aufgestanden sein und hatten wohl nicht viel Zeit zu ihrer Toilette gebraucht. „Nun junger Herr, nur nicht so vornehm“, rief der eine, als sie mir nahe waren. „Was ist man denn, nicht wahr ein Schneiderchen?“ „Ein Grobschmied sicher nicht“, sagte der andere. So fuhren sie fort mich zu necken, weshalb ich zurückblieb. Die Gegend ist hier entsetzlich langweilig. Die Straße führt auf einer Strecke von drei Stunden nicht durch einen einzigen Ort. Ich mochte zwei Stunden weit allein gegangen sein, da kam ein Postwägelchen mir nach. Es hatte nur zwei Räder und wurde von einem zwischen Lamem (Doppeldeichsel) laufenden Pferd gezogen. Der Postillon fragte mich

in treuherzigem Tone, woher ich komme und wohin ich wolle, und lud mich dann ein zu ihm zu sitzen. So fuhr ich mit demselben bis nach Ulm. Hier vor den Toren sagte der gute Schwager: „Jetzt mußt du absteigen, denn eigentlich ist es mir verboten, jemand mitfahren zu lassen.“ – (Mit solchen Wägelchen wurde damals auf vielen Strecken die Briefpost besorgt.)

Man hatte angefangen mit dem Festungsbau. An vielen Strecken außerhalb der Stadt war reges Treiben mit Erdeführen, Graben und Schaufeln.

Ob ich in Ulm das Münster angesehen? O nein, nicht einmal von außen, geschweige denn von innen. Nichts habe ich angesehen. Ich ließ mir dazu keine Zeit und das Straßenpflaster der Stadt war nicht geschaffen für müde Füße. Es bestand aus runden Donaukieseln, auf welchem jeder Tritt unter meinen Füßen weh tat. Ich war froh, als ich die Landstraße wieder unter meinen Füßen hatte.

Zwischen Dellmensingen und Stetten holte ich ein Weingartner Waisenmädchen ein. Wir freuten uns beide, nicht mehr allein zu sein und schritten nebeneinander bis nach Laupheim. Manchmal ruhten wir, da ließ ich mich am linken Straßengraben nieder, wenn sich das Mädchen an den rechten setzte. Jedoch von Laupheim aus saßen wir nebeneinander hinten auf dem Packbrett einer Kutsche, die nach Biberach fuhr. Der Strolch von Kutscher hatte uns dafür vierzig Kreuzer abgefordert.

In Biberach, wo wir kurz nach Sonnenuntergang anlangten, traf ich mehrere meiner Kameraden. Unsere Truppe zählte jetzt sechs Köpfe.

Am andern Morgen beeilten wir uns nicht mehr so sehr, denn wir hatten nur noch einen Weg von sieben Stunden vor uns. Erst gegen acht Uhr schritten wir aus dem Tore. Bald gesellten sich einige Waisenknaben zu uns, welche wie wir aus der Vakanz zurückkehrten. Einer derselben ließ sich bereden, gegen eine Belohnung von sechs Kreuzern mein Ränzchen zu tragen. Es war jetzt etwas leichter. Ich hatte mich der auf dem Schurwald gesammelten Versteinerungen bei Biberach entledigt, nachdem ich sie zwei Tage getragen.

Um fünf Uhr nachmittags trafen wir in Weingarten ein. Pleibel und Schädel waren eine Stunde früher angekommen. –

Das ist eine teure Reise gewesen. Ich hatte nur noch achtundzwanzig Kreuzer in meinem Beutelchen.

Da ich den neuen Winterrock erwähnte, welchen ich aus der Heimat mitgebracht, so sollt ihr auch das Schicksal desselben erfahren. „Der Bub wächst“, hatte meine Mutter zum Schneider gesagt, als dieser an mir Maß zum Rock genommen, „der Rock muß weit und lang werden, er soll nicht bloß für einen Winter dauern“. „Mit der Zeit wächst du hinein“ hatte sie mich getröstet. Als ich nun in Weingarten mit dem neuen Rock mich zeigte, da neckten mich die Kameraden. Er war mir viel zu groß. Die Ärmel reichten bis an die Fingerspitzen und die Schöße fast bis zu den Knöcheln. Gerne hätte ich ihn unbenutzt im Kasten bis zu dem übernächsten Winter hängen lassen, allein ich besaß außer einem Sonntagsrock nur noch ein abgetragenes Sommerröckchen. Da mußte geholfen werden. Ich versah mich eines Tags mit einer Schere und schlich in den Schlafsaal, um hier unbelauscht einen großen Entschluß auszuführen. „Aber, aber, was wird die Mutter sagen?“ Zögernd nahm ich den Rock aus dem Kasten

und legte ihn ausgebreitet auf mein Bett. „Ach was, der Rock kommt meiner Mutter nimmer zu Gesicht.“ Und nun stutzte ich mit kecker Hand die langen Schöße. Zwei breite Streifen fielen auf den Boden. Ich zog den Rock an und bemerkte mit Befriedigung, daß er nicht einmal bis an die Knie reichte. Die langen Ärmel stülpte ich etwas zurück, daß die Hände frei wurden, das sah gar nicht so übel aus. So begab ich mich hinunter in das Kurszimmer mit größter Ruhe im Gesicht, als ob nichts geschehen wäre. Herrgott! Welches Gelächter brach da los! „Die Rocksäck, die Rocksäck!“ schrienen die Burschen. Was wars? Die grauen, drillichenen Hintertaschen meines Rockes ragten handbreit unter den gestutzten Schößen hervor. Ich schnitt nun wohl die Taschen weg, allein der Rock blieb doch die Veranlassung zu fortgesetzten Neckereien. Er war mir deshalb jetzt vollends ganz entleidet. Ein Kursgenosse fand sich zu einem Tausch bereit, er gab mir seinen etwas abgetragenen Rock für meinen neuen.

Im Frühjahr 1844 ging ich zum zweitenmal in meine Heimat. Auch diesmal reiste ich zwei Tage in Gesellschaft. Am ersten Tage wurde Pfronstetten erreicht, ein kleines Örtchen zwischen Tigerfeld und Bernloch. Wir übernachteten hier billig, es zahlte jeder bloß zwei Kreuzer „Schlafgeld“.

Auf der Alb war die Natur noch völlig tot. Zwischen Bernloch und Kleinengstingen lagen noch große Massen Schnees am Wege, und wir schneeballten. Eine Stunde später stiegen wir hinab ins Echaztal. Hier grüntem die Wiesen und blühtem die Zwetschgen-, Birn- und Apfelbäume. Wir begrüßten schon von der Steige aus mit Johlen und Singen den so jählings entgegenlachenden Frühling. Das Reiseziel des zweiten Tages war wieder Degerloch. Als wir bei Aich die lange Steige hinaufgingen, mußte ich mich wegen Müdigkeit, und weil mich die Füße schmerzten, mit beiden Händen auf meinen Stock stützen.

Da kam eine Kutsche desselben Wegs mit vier Insassen. Es waren ein älterer Herr und drei Damen, zwei junge und eine bejahrte. Die Damen rührte meine Erscheinung. „Wohin willst du heute noch“, fragte mich eine der jüngeren, und als ich geantwortet, fuhr sie fort, „wir kommen durch Degerloch, komm, gib dein Ränzchen her.“ Bereitwillig folgte ich. „Wo sollen wirs abgeben?“ „Im Löwen“ war meine Antwort. „Hast du sonst nichts, was dich belästigt?“ fragte die ältere Dame. Ein Paar verbrauchter Strümpfe trug ich in der Rocktasche, das gab ich auch hin. Hintendrein schämte ich mich, daß ich auch die Strümpfe hergegeben. – In Degerloch erfuhr ich abends, daß die freundlichen Leute der Stadtpfarrer von Pfullingen und seine Frau und Töchter waren. – Am dritten Reisetage war ich wieder allein. Ich ging den mir bekannten Weg bis Oberstenfeld, von hier aus aber wendete ich mich in ein Seitentälchen der Bottwar und ließ Beilstein und seinen Langhans links. (Ein alter Burgturm auf der Höhe bei Beilstein.) Letzterer winkte lange noch wie warnend zu mir herüber. Es war auch ein toller Entschluß gewesen, diesen Weg zu wählen, denn er führte schließlich durch einen großen Wald, in welchem früher einmal mein Vater und ich irre gegangen waren, als wir, von Teusserbad herkommend, den gleichen Weg hatten machen wollen, welchen ich jetzt betreten. Nach einem Marsche von zwei Stunden gelangte ich nach Etzlenswenden, einem armen Weiler, der am Schluß des Tälchens hart am Walde liegt. Im Orte war das einzige Lebewesen, welches

ich auf der Straße sah, eine schwarze Katze, die scheu vorüberhuschte. Die Fenster waren allenthalben mit Papier verpappt, und auch an diesen sah ich niemand als zwei schmutzige Kinder, welche verwundert durch die trüben Scheiben guckten; wie sie staunten, daß ein Fremder sich hierher verirren konnte.

Es war Sonntag und das mag der Grund der unheimlichen Stille im Tal und Weiler gewesen sein.

Ich beschloß weiter zu gehen, denn hier wollte ich nicht bleiben. Auf's Gradwohl lenkte ich meine Schritte dem Walde zu, in welchen ein schmaler Fuhrweg führte, der sich aber bald verlieren sollte. Die Sonne ging eben unter, als ich den Wald betrat. Es wird kurz nach sieben gewesen sein. Ich wußte, daß Teusserbad nördlich von mir lag und hatte vor dem Eintritt in den Wald mich nach dem Stand der Sonne orientiert. Es war jedoch nicht möglich, irgend welche Orientierung festzuhalten, denn hier mußte ein undurchdringliches Dickicht, dort eine Schlucht umgangen werden, und dabei war es dunkel, bald finstere Nacht. So ging es stundenlang fort; es wollte sich kein Ende zeigen, nicht einmal eine Lichtung. Ich wußte, daß unser Nachbar Friedrich Wirth in eben diesem Walde eine Nacht hatte verbringen müssen, weil er sich nicht hinausgefunden. „So kanns auch dir gehen“, dachte ich, „so lange dich aber deine Füße tragen, schreitest weiter“. Noch spürte ich kein Ermatten, die Angst verscheuchte alle Müdigkeit. „Ach“, sagte ich mir, „wenn es möglich wäre, stets geradeaus zu schreiten, dann müßte doch ein Waldende zu erreichen sein, aber bei diesem Weiterdringen im Zickzack bewegst du dich vielleicht in einem Kreis und alle Mühe ist vergeblich“. Doch weiter gings und weiter ohne Rast. Schweißtropfen rannen über meine Wangen, erzeugt von Anstrengung und Angst, der Angst vor einem Übernachten hier im Walde. In Großbottwar hatte ich zuletzt etwas genossen, es war schon lange her. Bald konnte meine Kraft erschöpft sein. Schon quälte mich der Durst. Wie leicht wars möglich, daß ich in dieser Finsternis durch einen Fehltritt oder Sturz mich schwer verletzte, hier wo jeder Hilferuf erfolglos verhallt wäre? Ich sah im Geist mich mit gebrochenen Beinen in einer feuchten Schlucht liegen und dachte dann an den besorgten Vater. „Er wird mir morgen früh entgegengehen und sich wundern, daß ich solange nicht komme. Von Teusserbad heraufgestiegen, wird er sich rechts nach Heinriet wenden, sich freuend nun mich bald zu treffen und nicht ahnend, daß sein Knabe hilflos wimmert fernab vom Wege in einer Waldschlucht.“ Solche Gedanken ließen eine andere Furcht nicht aufkommen. Wohl aber wurde ich manchmal erschreckt, jetzt durch den Ruf einer Eule, dann durch das Auffliegen eines Vogels in meiner nächsten Nähe, und wieder durch das Fallen eines dürrn Astes, ich wußte ja, daß davon nichts zu fürchten war. Endlich nach vielständigem bängen in meiner nächsten Nähe, und wieder durch das Fallen eines dürrn Astes, allein Wandern kam ich auf eine Lichtung und hörte aus der Nähe ein Geräusch, wie wenn ein Fisch im Wasser schnalzte. Ein aufgestörtes Wasserhühnchen gluckte. Ich stand am schilfbewachsenen Ufer eines Sees. – Auf dem Wege nach Heinriet hatte ich früher einen See gesehen, nicht weit von der Stelle, wo man, von Teusserbad herkommend, auf die Hochebene gelangte, die hinter Löwenstein sich ausdehnte. Wenn ich jetzt bei demselben See war, so konnte ich mich orientieren. In der Nähe mußte der

steile Abfall beginnen und die Ebene längs desselben, wie durch eine Mauer, von einem jungen, dichten Buchwald begrenzt sein. Ich fand es so! Der schmale Fußsteig aber, der von hier ins Tal führt, war nur an einer kleinen Öffnung zu erkennen, über welcher das Buchengebüsch sich schloß. Auch diese Lücke fand ich. Durch das Geäst mich zwängend und mit den Füßen tastend stieg ich langsam den steilen, teilweise mit Baumwurzeln überwachsenen Pfad nach Teusserbad hinunter. Jetzt war ich unten und vor mir stand das Badwirtschaftsgebäude. Ich atmete freudig auf. „Gottlob, es war überstanden.“ Im Hause war noch Licht. Ich ging hinein. Die Stubenuhr schlug eben elf, doch saßen noch einige Gäste beim Bier. Ich ließ mir auch ein Fläschchen geben. Ha! welch ein Labetrunk war das! Die Leute staunten, als sie hörten, woher ich in so später Stunde kam, und beglückwünschten mich, daß mir kein Unfall zugestoßen. Ich unterließ es, ihnen mitzuteilen, daß ich von Etzlenwenden bis hierher vier Stunden raschen Gehens gebraucht, weil ich der Meinung war, auch für die Wegkundigen sei es eine große Strecke. (Erst viele Jahre später hat ein Förster aus der Gegend mir gesagt, daß diese Orte weniger als eine Stunde auseinanderliegen.)

Ich war sehr müde und dennoch übernachtete ich nicht im Teusserbad. Warum? Ich weiß es nimmer! Hätte dazu mein Geld nicht gereicht, oder erschien es mir als eine Kleinigkeit, nach überstandener Gefahr noch einen Weg von einigen Stunden zurückzulegen? Zwischen zwei und drei Uhr in der Nacht klopfte ich am elterlichen Hause. Mein Vater öffnete und wunderte sich höhlich über meine Ankunft zu dieser Stunde.

Am folgenden Sonntag mußte ich wieder abreisen. Das Ziel des ersten Reisetages war Stuttgart, wo ich Genossen treffen konnte. Mein Weg ging diesmal über Wüstenrot, Backnang und Waiblingen. Die Kameraden traf ich. – In Degerloch schloß andern Tags sich Neff uns an. Vom weiteren Verlauf der Reise ist mir nur noch erinnerlich, daß wir das Schlößchen Lichtenstein besuchten. Es thront in blauer Höhe auf einem senkrechten Felsen, welcher das Echaztälchen abschließt. Von Reutlingen herkommend gelangt man auf einem an der Talwand rechts sich stetig aufwärts ziehenden langen Fahrweg zu dem Schlößchen. Es ist im mittelalterlichen Stile aufgeführt und wegen seiner kecken Lage reizend. Graf Wilhelm von Württemberg hat es ums Jahr 1840 bauen lassen.

Als König Wilhelm es besichtigt, soll er geäußert haben: „Zum Bewohnen ist's zu klein und als Spielzeug kam's zu teuer.“ In der Nähe steht auf einem isolierten Felsen die Bronzebüste des Dichters Wilhelm Hauff. Pleibel, der auch bei uns war, meinte: „Es ist doch jammerschade, daß das alte Haus dem Puppenschlößchen da hat weichen müssen.“ – Ich bin selber oft vorbeigegangen und habe jedesmal des Ausspruchs mich erinnert und demselben aus vollem Herzen beigestimmt.

Am ersten Morgen nach meiner Ankunft in Weingarten fühlte ich mich unwohl und mußte dann einige Tage in der Krankenstube weilen. Das gleiche Unwohlsein hatte sich auch nach meiner ersten Vakanzreise eingestellt. Die Erkrankung war beidesmal unzweifelhaft die Folge von allzugroßen Anstrengungen.

Wie war es mit dem Unterricht und mit dem Lernen?

Meine Unwissenheit in Geographie und Geschichte, Naturgeschichte usw. erwies sich nicht als großer Fehler, denn bei dem Unterricht in diesen Fächern wurden keine Kenntnisse vorausgesetzt. Dagegen empfand ich es schmerzlich, daß ich besonders meinen katholischen Mitschülern gegenüber in der Musik zurück war. Ich wußte nicht, wie man eine Geige und den Bogen hält, während die meisten meiner Kursgenossen schon leidlich geigen konnten.

Wir waren unserer vier, welche als Anfänger in dieser Kunst gemeinsamen Unterricht hatten. Ich höre heute noch das gräßliche Geräusch der Geigen in den ersten Übungsstunden. Der Lehrer hielt sich oft die Ohren zu. Meine Geige machte zwar keinen großen Lärm, da ihr kein lauter Ton zu entlocken war; sie klang wie das näselnde Stimmchen einer Matrone. Mein Vater hatte sie bei der Versteigerung der Hinterlassenschaft des alten Adolzfurter Lehrers um einen Kreuzer gekauft. Sie war auch nicht mehr wert. Ich mußte mir bald eine neue kaufen.

Viel Freude machte mir das Zeichnen. Wir hatten wöchentlich zwei Zeichenstunden, jedoch ohne Zeichenunterricht. Es war zwar ein Lehrer zugegen, derselbe konnte aber selbst nicht zeichnen. Landschaften, Köpfe und Blumen wurden ohne Plan kopiert und wie! In allen anderen Fächern war, wie ich glaube, der Unterricht gediegen. Besonders anziehend wußte Schott zu unterrichten. Sein Fach war die Erziehungslehre. In früheren Jahren Hauslehrer in Italien, hatte er, wie später als Vorstand des Waisenhauses, sich reiche Schätze praktischen Wissens erworben auf dem Gebiet der Pädagogik. – Für die evangelischen Schützlinge war er der Religionslehrer. Auch hier zeigte er sich im Unterrichten als Meister. Aber seine Lehren entsprachen wohl nicht immer dem strengen Kirchenglauben. Die alttestamentlichen Wunder zersetzten da alle in Mythengebilde. Wie schauerlich großartig hatte ich mir den Zug der Juden durch das Rote Meer gedacht! Im Bilde, wie ich es in der großen Bibel meiner Eltern gesehen hatte, standen rechts und links die Meereswogen wie hohe Mauern aufgetürmt, und dazwischen zogen trockenen Fußes die Juden hin. Unser Religionslehrer schilderte den Hergang anders. Da strich ein Höhenzug von Ägypten her zum Roten Meer und setzte sich in diesem als Untiefe fort bis zum anderen Ufer. Das zeichnete Schott mit wenigen Strichen an die Tafel. Bei starkem Nordwind und auch bei der Ebbe wurde nur der Rücken dieses unterseeischen Höhenzuges frei von Wasser oder doch so seicht, daß man hinübergehen konnte. Diesen Umstand kannte und benutzte der vielerfahrene Mose. – Der Pharao ertrank samt seinem Heere infolge der regelmäßig wiederkehrenden Flut oder weil der Nordwind nachließ.

Im dritten Jahr mußten wir evangelischen Zöglinge den Inhalt jeder Sonntagspredigt niederschreiben. Ich schuf mir zu diesem Zweck ein eigentümliches Gedächtnismittel. Es mag euch lächerlich erscheinen, und doch leistete es mir große Dienste.

Jeden Gedanken oder Satz der Predigt, welchen ich im Gedächtnis behalten wollte, heftete ich an einen Teil meines Körpers. Dem Kopf mit seinen Gesichtsteilen wurde die Einleitung zugewiesen, der erste Gedanke der Stirn, der zweite

dem rechten Auge, der dritte dem linken, dann kamen Ohren, Nase, Mund und Kinn, je nach Bedürfnis auch die Wangen, Lippen an die Reihe.

Bei keiner Predigt folgten die merkenswerten Gedanken so Schlag auf Schlag, daß mir nicht die Zeit geblieben wäre, dazwischen hinein mich zu überzeugen, ob das Vorhergegangene noch hafte, indem ich fragte, was weiß das linke Auge, das rechte Ohr, die Nase usw. – Der erste Teil der Predigt wurde dem rechten Arme anvertraut. Oberarm, Ellenbogen, Unterarm, Handgelenk, Hand, die einzelnen Finger und wenn nötig, die Fingergelenke wurden Träger der Gedanken. Den zweiten Teil hatte der linke Arm zu übernehmen, den dritten das rechte Bein etc.

Im Notfall hätten meine Kleidungsstücke und was ich in den Taschen trug, Messer, Bleistift Dienste leisten müssen. Aber soweit kam es nie. – Nach dem Amen ging das Repetieren erst recht an, zunächst jedoch nicht in logischer Folge. Da wurde z. B. der linke Oberarm, der rechte Daumen, der linke Mittelfinger nach seinem Satz befragt. Für Gebet und Gesang und alles andere, was nach der Predigt folgte, waren meine Ohren taub, und auf dem Wege von der Kirche¹ in unser Kurszimmer mied ich jegliche Zerstreuung.

Heft und Feder lagen schon parat. Jetzt flog die Feder über das Papier. Wenn irgend ein Gedankenträger den Dienst versagte, so mußte der logische Zusammenhang ins Mittel treten.

Um zehn Uhr waren wir aus der Kirche gekommen und schon um zwölf Uhr mußten die Predigten abgegeben werden.

Es war im Waisenhaus eine kleine Sammlung von Märchen und Geschichtsbüchern, Reisebeschreibungen usw. Diese Schülerbibliothek stand auch den Schulamtszöglingen zu Gebot. Ich las in freien Stunden manches dieser Bücher. Ein Kamerad namens Hummel und ich benutzten häufig Spaziergänge, um uns gegenseitig zu erzählen, was wir derartiges gelesen, und befließigten uns dabei einer guten Ausdrucksweise. Dieses Erzählen sollte uns nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch als Bildungsmittel dienen. Deshalb würdige ich es hier der Erwähnung.

Die drei Jahre im Weingarten hatten mich eine schrecklich lange Zeit gedünkt. Die letzten Wochen vor dem Examen verstrichen mir aber rasend schnell. Die evangelischen Zöglinge mußten Weingarten vor den katholischen verlassen und jetzt beneideten wir diese, weil sie länger bleiben durften. Zu fünft zogen wir ab. Unser Reiseziel war Nürtingen. In dem dortigen, zwei Jahre vorher gegründeten Seminar sollte das Examen stattfinden. – Meine Genossen hießen Ringwald, Hammer, Neff und Reiniger. Den letzten dieser Namen werde ich euch noch öfter nennen.

Am ersten Tage erreichten wir Zwiefalten und marschierten am zweiten über Hayingen und durch das ruinenreiche Lautertal nach Münsingen, von da nach Urach.

¹ Für die Protestanten war ein großer Betsaal im östl. Eckbau des Waisenhauses eingerichtet. Jetzt besitzt die Stadt Weingarten eine protestantische Kirche.

Es war April. Sturm, Regen, Schneegestöber wechselten mit kurzen Sonnenblicken. Als wir am dritten Tage zwischen Urach und Neuffen über einen Albvorsprung schritten, tobte das Wetter wieder fürchterlich. Ich und einer meiner Kameraden gingen unter einem Schirm. Ich trug denselben. Da kam ein jäher Windstoß und riß den Schirm hinweg; ich hatte nur den Griff noch in der Hand.

Bezüglich des Examens weiß ich nur noch, daß ich mit dem Verlauf zufrieden war. Es trug mir auch die Note „gut“ ein.

Von Nürtingen aus begleitete mich Hammer bis in die Gegend zwischen Winnenden und Backnang, wo seine Heimat war.

Beim Abschied ließ er mir sechs Batzen, weil ich kein Geld mehr hatte. Diese Summe reichte gerade. In Wüstenrot gab ich den letzten Sechser aus für eine Flasche Bier.

Ringwald und Hammer habe ich nicht mehr gesehen.

Meine katholischen Kurgenossen hießen Aigeldinger, Brucker, Dannecker, Hemberger, Rees, Remmler und Rothenhäusler. Nur mit Brucker traf ich später noch zusammen. Er war in den sechziger Jahren Lehrer in Tannhausen.

Kurzbiographie von August Benz

August Benz ist am 26. Januar 1828 in *Adolzfurt* bei Öhringen als Sohn des Weingärtners Johann Tobias Benz (16. 12. 1796–28. 12. 1863) und seiner Ehefrau Luise, geb. Lederer (30. 10. 1798–18. 5. 1871) geboren^{1 2 3}. Seine Schwester Auguste war 7 Jahre jünger. Nach seiner Kindheit in Adolzfurt besuchte er das Lehrerseminar in *Weingarten* von 1842 bis 1845, das er mit dem Examen im Nürtigener Seminar abschloß. Von August 1845 bis Weihnachten 1846 war er als Schulprovisor (Lehrergehilfe) in *Rechenberg* tätig. Danach unterrichtete er an der Mädchenschule und später daneben an der Kinderheilanstalt in *Ludwigsburg* bis zum Oktober 1851. Die zweite Dienstprüfung als Volksschullehrer legte er im Dezember 1851 ab. Bis zum April 1855 besuchte er 7 Semester die Kunstschule (heute Akademie der Bildenden Künste) und die Polytechnische Schule (heute Universität Stuttgart) in *Stuttgart*, um sich als Maler und Zeichenlehrer auszubilden. Seine Lehrer waren u. a. Steinkopf im Landschaftszeichnen, der Bildhauer Wagner, die Maler Rustige und Neher^{4 5}. Von 1855 bis 1897 war Prof. Benz ununterbrochen als Zeichenlehrer an sämtlichen Schulen *Ellwangers* tätig und führte Tausende von Schülern in die Kunst des Zeichnens und Malens ein. Er gab auch dort den ersten Turnunterricht^{6 7}.

Am 6. 3. 1884 wurde er zum *Professor* ernannt, und 1897 verlieh ihm der König von Württemberg das „Ritterkreuz I. Klasse des Friedrichsordens“⁸.

Neben seinem Schulberuf schuf er zahlreiche *Zeichnungen* und *Gemälde*, meist mit Motiven aus Ellwangen und seiner nächsten Umgebung, von denen heute noch viele erhalten sind^{9 10 11 12}.

Neben einer Reihe von *Zeitschriftenaufsätzen* wurde er vor allem durch sein *Buch* über „Geradlinige Ornamente“ bekannt, das 1862, 1871 und 1874 in 3 Auflagen erschien¹³.

Er gründete den Ellwanger *Verschönerungsverein* und schuf u. a. am Rande der Stadt Ellwangen eine heute noch bestehende Anlage auf dem Kugelberg, die im Volksmund „Benzenhöh“ oder „Benzenruh“ genannt wird.

Am 11. 8. 1857 heiratete er *Wilhelmine Auguste Luise Schuler* in Stuttgart, geboren am 15. 6. 1831 in Stuttgart als Tochter von Johann Christian Schuler, Küfer in Stuttgart und Wilhelmine Henrike, geb. Klumpp. Seine Frau starb am 30. 1. 1862 in Ellwangen an einer Hirnhautentzündung.

Am 12. 1. 1869 trat er mit *Anna Amalia Bilfinger* in Welzheim in die Ehe, geboren am 12. November (?) 1847 in Welzheim als Tochter des Ernst Christian Gottfried Bilfinger, Apotheker in Rottenburg am Neckar, und der Anna Maria Bilfinger, geb. Munz. Seine zweite Frau Anna starb nach der Geburt der Tochter Anna an Kindbettfieber am 19. 11. 1869 in Ellwangen.

Seine Tochter *Anna*, geboren am 6. 11. 1869, heiratete am 23. 4. 1892 Zahnarzt (und Hofrat) Hermann Gottlob Krauß in Cannstatt, blieb kinderlos und starb am 3. 2. 1949 in Ellwangen.

Am 11. 4. 1871 vermählte er sich mit *Emilie Wolf* in Ellwangen, geboren am 15. 8. 1849 (1846?) als Tochter des Apothekers Herrmann Friedrich Wilhelm Wolf und der Sophie, geb. Wetzels in Creglingen. Seine dritte Frau Emilie gebar ihm 5 Kinder in Ellwangen:

Karl, geb. am 9. 9. 1872, Rechtsanwalt und Notar in Heidenheim, unverheiratet, gestorben auf dem Rothof am 10. 3. 1951¹⁴.

Emilie, geb. am 11. 12. 1873, Kunstmalerin und Lehrerin in Mainz und Ellwangen, unverheiratet, gest. in Ellwangen am 1. 2. 1969¹⁵.

Mathilde, geb. am 17. 3. 1879, heiratete am 25. 9. 1904 Friedrich Paul *Holland* (Sohn des Oberamtsrichters Paul Edward Holland u. seiner Ehefrau Karoline, geb. Schott in Hall), Mutter der Kinder Margarete (13. 7. 1905), Fritz (27. 6. 1906, vermisst seit 1944), Liesel (18. 8. 1907–12. 9. 1944, ums Leben gekommen bei einem Fliegerangriff auf Stuttgart), Werner (1. 2. 1914–14. 9. 1959) und Ruth (4. 8. 1918). Mathilde Holland starb am 16. 1. 1972 in Bremen.

Johanna, geb. am 16. 4. 1882, unverheiratet, gest. in Schussenried^{15a} am 21. 8. 1958.

Sophie, geb. am 18. 9. 1883, Kunstmalerin, unverheiratet, gest. am 2. 3. 1911 in Ascona^{16 17}.

1897 trat Prof. August Benz in den Ruhestand. Nach kurzem Krankenlager starb er am 16. Juni 1907 in Ellwangen. Seine Frau Emilie starb am 5. 1. 1926 in Ellwangen.

Genealogie der Familie Benz in Adolzfurt

- (1) *Johann Tobias Benz* (16. 12. 1796–28. 12. 1863), Weingärtner, verheiratet am 20. 2. 1821 mit *Christiana Magdalena Luise*, geb. *Lederer* (30. 10. 1798–18. 5. 1871), Sohn des
- (2) *Johann Georg Benz* (7. 7. 1754–21. 6. 1811), Bauer und Richter, verheiratet am 10. 5. 1796 mit *Rosina Margaretha*, geb. *Hirt*, verw. Höchers (2. 7. 1764–9. 12. 1836) aus Bitzfeld, Sohn des
- (3) *Georg Heinrich Benz* (28. 1. 1717–20. 9. 1756), Hofbauer, verheiratet mit *Regina Catarina*, geb. *Majer*, Sohn des
- (4) *Johann Georg Benz* (27. 12. 1673–1. 4. 1753), Hofbauer, Sohn des
- (5) *Jörg Michel Benz* (10. 8. 1648–16. 2. 1728), Bauer, Sohn des
- (6) *Johann Benz* (23. 3. 1619–3. 3. 1670), Bauer, Sohn des
- (7) *Jochen Benz* (4. 9. 1579–12. 6. 1626), Schneider und Bauer.
Alle 7 Benz-Vorfahren von Prof. August Benz sind in Adolzfurt geboren und gestorben.
Seine Mutter *Christiana Magdalena Luise Benz*, geb. *Lederer*, war Tochter von *Johann Jakob Lederer*, (23. 3. 1755–6. 8. 1828), Rosenwirt, Hopfulvermacher und Heiligenpfleger und *Christiana Louise*, geb. Baur (21. 5. 1770–3. 12. 1847), die sich am 21. 1. 1798 verehelichten.

A. Fadini

Literaturverzeichnis, Quellenangaben und Anmerkungen

- ¹ Frau *M. Holland* teilte mir zahlreiche Daten und Einzelheiten mit.
- ² Eine ausführlichere Biographie verfaßte seine Tochter *Emilie Benz* in ³.
- ³ *Emilie Benz*, August Benz – Mitteilungen über sein Leben und Wirken, Ellwanger Jahrbuch 5 (1915/16) 84–89.
- ⁴ Die Geschichte der Stuttgarter Akademie und einige biographische Daten der hier genannten Lehrer findet sich in ⁵.
- ⁵ *Hans Fegers*, Die Gründung der Stuttgarter Akademie und ein kurzer Rückblick über ihre Geschichte, in: Staatliche Akademie der Bildenden Künste in Stuttgart – Zum 200jährigen Bestehen der Akademie 1761–1961, Selbstverlag Stuttgart 1961, S. 13–19.
- ⁶ Eine Würdigung seines Wirkens an den Ellwanger Schulen stammt von Prof. Schneider in ⁷.
- ⁷ *Fridolin Schneider*, August Benz, Ellwanger Jahrbuch 5 (1915/16) 89–90.
- ⁸ Beide Urkunden sind noch vorhanden.
- ⁹ Einige Schwarzweißwiedergaben von Gemälden und Zeichnungen finden sich in ¹⁰, ¹¹. Ein Verzeichnis seiner Werke ist in Vorbereitung ¹².
- ¹⁰ Ellwanger Jahrbuch 5 (1915/16) 37 (Schönenberg), 47 (Stiftskirche in Ellwangen), 64 (Partie am Schloßeingang), 86 (Hundersingen im Lautertal), 88 (Aus dem Lautertal).
- ¹¹ Ellwanger Jahrbuch 23 (1969/70) 293 (Selbstbildnis).
- ¹² *Alois Fadini* u. *Fritz Nestle*, Verzeichnis der Gemälde und Zeichnungen von Prof. August Benz, Ellwanger Jahrbuch.
- ¹³ *Wilhelm Heinsius*, Allgemeines Bücher-Lexikon 14 (1862–1867) 104; 15/1 (1868–1874) 132.
- ¹⁴ *Josef Hohnerlein*, Karl Benz, Ellwanger Jahrbuch 15 (1950–53) 241.
- ¹⁵ *F. Zierlein*, Kunsterzieherin *Emilie Benz*, Ellwanger Jahrbuch 23 (1969/70) 456.
- ^{15a} Nach einer Auskunft des Standesamtes von Bad Schussenried vom 20. 12. 1972.
- ¹⁶ Siehe auch: Familienregister der evangelischen Kirchengemeinde in Ellwangen/Jagst.
- ¹⁷ Herr Oberlandgerichtsrat F. Nestle besorgte mir noch zahlreiche fehlende Daten und Namen.